Drittes
illustrirtes Lesebuch

für

die Mittelklassen der Elementarschulen, höherer Bürger- und Töchterschulen, die Vorschulen der Gymnasien und Realschulen, sowie für Privat-Lehranstalten.

Von

Wilhelm Herchenbach,
Instituts-Vorsteher in Düsseldorf.

Drittes und viertes Schuljahr.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1870.



Drittes

illustrirtes Lesebuch

für

die Mittelklassen der Elementarschulen, höherer Bürger- und Töchterschulen, die Vorschulen der Gymnasien und Realschulen, sowie für Privat-Lehranstalten.

Von

Wilhelm Herchenbach,
Instituts-Vorsteher in Düsseldorf.

Drittes und viertes Schuljahr.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1870.



Drittes
illustrirtes Lesebuch

für

die Mittelklassen der Elementarschulen, höherer Bürger- und Töchterschulen, die Vorschulen der Gymnasien und Realschulen, sowie für Privat-Lehranstalten.

Von

Wilhelm Herchenbach,
Instituts-Vorsteher in Düsseldorf.

Drittes und viertes Schuljahr.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1870.



Drittes

illustrirtes Lesebuch

für

die Mittelklassen der Elementarschulen, höherer Bürger- und Töchterschulen, die Vorschulen der Gymnasien und Realschulen, sowie für Privat-Lehranstalten.

Von

Wilhelm Herchenbach,

Instituts-Vorsteher in Düsseldorf.

Drittes und viertes Schuljahr.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1870.



Vorwort.

Das vorliegende Lesebuch erscheint vielleicht etwas umfangreich für die Mittelklasse der Volksschule; aber ich habe auch die einklassigen Schulen, welche sich in der Regel mit weniger Bücher begnügen müssen, im Auge gehabt. Das ist auch der Grund, weßhalb einzelne Lesestücke nach Stoff und Form vielleicht etwas zu schwer für mehrklassige Schulen sind. Practische Lehrer aber werden meine Anschauung zu würdigen wissen, und der später erscheinende Schlüssel zu den sämmtlichen Lesebüchern wird auch das anscheinend Schwere leicht machen.

Als Lesestoff ist hauptsächlich nur Dasjenige verwendet, was entweder in der Anschauung und Erinnerung des Kindes liegt oder was ihm der Verwandtschaft des Stoffes wegen leicht verständlich gemacht werden kann. Es wird vorausgesetzt, daß der

1*

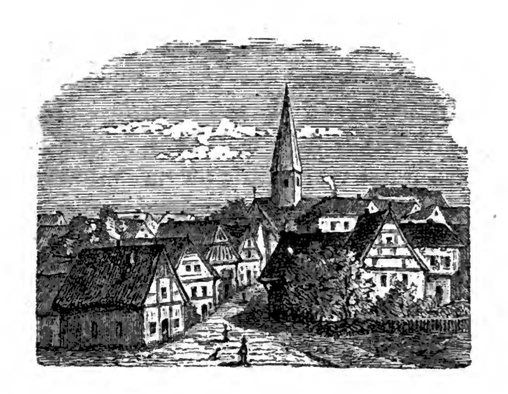
Lehrer alle Gegenstände, wovon der Schüler eine deutliche Anschauung erhalten soll, vorzeigt. Wo dieses nicht möglich ist, werden große Bildertafeln, die in keiner Schule fehlen sollten, gute Dienste leisten.

Alles, was sonst noch über die Behandlung zu sagen wäre, bleibt dem Schlüssel vorbehalten.

Düsseldorf 1870.

W. Herchenbach.

I. Das Dorf.



1. Beschreibung des Dorfes.

Ein einzelnes, zwischen den zugehörigen Aeckern und Wiesen allein liegendes Bauernhaus heißt ein Hof, ein Bauernhof. Liegen der Bauernhäuser mehrere zusammen, so ist das ein Weiler; sind der Häuser aber viele, so erhalten sie den Namen Dorf. Steht eine Kirche in demselben, so nennt man es Kirchdorf.

Das Dorf wird von Bauern oder Landleuten bewohnt, welche sich meistens mit Ackerbau beschäftigen. Die Häuser stehen nicht in regelmäßigen Linien und nicht dicht

aneinander, wie in den Städten, sondern unregelmäßig durcheinander und fast bei jedem ist ein Stall, ein Schuppen und ein Garten. Nicht weit vom Hause oder auch wohl dicht an demselben steht die Scheune.

Die Häuser sind sehr verschiedenartig gebaut; das eine ist hoch, das andere niedrig; einige sind in Stein aufgeführt, andere in Fachwerk, diese mit Stroh und jene mit Ziegeln gedeckt. In der Regel sind sie nicht besonders hübsch. Das schönste und größte Gebäude ist die Kirche und nächst ihr das Pfarrhaus und die Schule.

Im Dorfe wohnen auch Handwerker; es sind meistens solche, ohne welche der Landmann nicht fertig werden kann: Schuster, Schneider, Schreiner, Zimmerleute, Drechsler, Schmiede u. s. w. Diese treiben aber in der Regel neben ihrem Handwerke noch etwas Ackerbau, wenigstens haben sie einen Garten, in welchem sie einiges Gemüse ziehen. Der Taglöhner arbeitet bei den Bauern für Geld. Er hat entweder gar kein Eigenthum oder doch nur ein sehr geringes. Außerdem wohnen im Dorfe noch der Pfarrer, der Lehrer, der Bürgermeister und der Polizeidiener.

Im Dorfe ist es viel stiller, als in der Stadt. Die Landleute stehen morgens sehr früh auf; oft noch vor dem Aufgange der Sonne. Die Knechte ziehen mit dem Pfluge, der Egge, der Walze in das Feld oder sie fahren Dünger hinaus. Die Mägde gehen in den Garten, um zu jäten, oder in's Feld, um die ihnen angewiesene Arbeit zu verrichten. Die Hausmutter sorgt für das Hauswesen, und der Hausvater überwacht die Arbeiten des Gesindes und greift auch selbst mit zu.

Im Sommer und Herbste wird das Vieh aus den Ställen auf die Wiesen und Kleefelder getrieben. Dann

ziehen Heerden von Kühen, Ochsen und Schaafen über die Wege des Dorfes und hinter ihnen her geht der Hirt, welcher auf sie acht geben muß.

Abends, wenn die Arbeit gethan ist, sitzen die Landleute plaudernd vor den Thüren, aber sie gehen meistens zeitig zu Bette und halten viel auf das Sprüchwort:

Früh zu Bett und früh wieder auf,
Das ist der beste Lebenslauf.

W. Herchenbach.

a. Der fromme Bauer.

Ein frommer und fleißiger Bauer besorgte im Frühlinge sein Feld. Er düngte, ackerte, säte aus und eggete. Da er mit Allem fertig war, kniete er nieder, blickte gen Himmel und sagte: „Nun, lieber Gott, habe ich das Meinige gethan; ich bitte dich, thue nun auch das Deinige!" Und der liebe Gott schickte zur rechten Zeit milden Thau und Regen und zu seiner Zeit heiteres Wetter und Sonnenschein. Er wandte von den Feldern gütig ab: Dürre, Nässe, Reif und Hagel. Und es erfolgte eine reiche Ernte.

b. Der Wirth muss vorauf.

Sie wundern sich, dass meine Leute nicht schlemmen und schlendern und überhaupt so ordentlich sind? O, mein liebes Kind, ich kann, was ich will, und der Henker sollte mir den Dienstboten holen, der mir ein einziges Mal über die Schnur hiebe. Ordnung im Haushalte ist keine Hexerei, und ich habe ein so sicheres Mittel, meine Leute vom Schlemmen und Schlen-

dern abzuhalten, dass ich Alles in der Welt darauf wetten will, es fällt ihnen gar nicht ein. Das Schnackigste aber ist, dass ich dieses Mittel von meiner Viehmagd gelernt habe. Diese wollte, als ich meinen Mann geheirathet hatte, und wir unsere Pachtung antraten, nicht früh genug aufstehen; und wie ich sie darüber zur Rede stellte, gab sie mir zur Antwort: „By us muet de Werth vorup.“ Diess schallte mir durch die Ohren, und auf einmal erleuchtet, fühlte ich die ganze Wahrheit, dass Alles in der Haushaltung durch einen guten Vorgang gezwungen werden müsse, und dass es eine Thorheit sei, sich um acht Uhr aus dem Bette zum Kaffeetrinken wecken zu lassen, und von dem Gesinde zu fordern, dass es um drei Uhr an der Arbeit sein und sich nicht auch eine verhohlene Freude machen sollte.

Wie es des andern Morgens vier schlug, sagte ich daher zu meinem Manne: „der Wirth muss vorauf!“ und so, wie er dieses einigemal gethan hatte, war alles Gesinde so schnell bei der Hand, dass ich seit der Zeit nicht nöthig gehabt habe, ein einzigesmal mit der Viehmagd über ihren langen Schlaf zu schelten. Anfangs fiel es uns etwas hart, so früh die warmen Federn zu verlassen. Wie wir es aber erst eine Zeitlang gethan hatten, war es uns nicht möglich, lange über die gewohnte Zeit darin zu verweilen.

Nun, mein Schatz, weisst du mein ganzes Geheimniss; und wenn du dasselbe wohl anwendest, so wirst du nicht nöthig haben, dich über Unordnung im Haushalt zu beschweren. De Werth muet vorup!

J. Möser.

c. Wer im Frühjahr nicht säet, wird im Spätjahre nicht ernten.

Es waren einmal zwei Landleute in demselben Dorfe, von denen der eine fleißig, der andere aber träge war. Als der Schnee auf den Feldern geschmolzen und der Boden durch die Märzluft trocken geworden war, zog der Fleißige sogleich mit Knechten und Pferden hinaus, pflügte, säete und bestellte seine Aecker mit großer Sorgfalt. Und als der

Sommer gekommen war, standen seine Felder voll wogender Aehren, die Sicheln erklangen, Garben wurden gebunden und in Haufen gestellt. Der Fleißige erntete reichlich mit Gottes Hülfe. — Der Träge dachte im Frühjahre: Es ist immer noch Zeit zum Säen, denn der Frühling ist lang; was soll ich mich jetzt schon anstrengen! — Er versäumte die beste Zeit; späterhin ließ er wohl das eine und das andere Feld bestellen, manches aber gar nicht. Als nun die Zeit der Ernte kam, trugen die Aecker, auf welche nicht gesäet war, Unkraut genug, aber kein Körnlein Getreide; auf den übrigen erntete er sehr wenig.

Es waren einmal zwei Knaben in derselbigen Stadt; der eine war fleißig, der andere war träge und ein Müßiggänger. Jener benutzte die Jugendzeit, den Frühling des Lebens, gar wohl zum Erlernen des Nothwendigen und Nützlichen, und ward ein verständiger, geschickter und gottesfürchtiger Mann. — Dieser, der Müßiggänger, versäumte und verträumte die Zeit seiner Jugend, lernte nichts, blieb unwissend und thöricht, und ward späterhin — doch was aus dem Unglücklichen geworden und wie es ihm ergangen ist, könnt ihr euch wohl denken.

Wenn der Landmann in einem Frühling nicht fleißig gewesen ist, so kann er sich in dem folgenden desto mehr Mühe geben, damit ihm der Schaden einigermaßen ersetzt werde. Der Frühling des Lebens kommt nur einmal und nicht wieder.

Die Jugend ist die Zeit der Saat, das Alter erntet Früchte.
Wer jung nicht, was er sollte, that, deß Hoffnung wird zu nichte.

d. Zwei Gespräche.

Ich stand einmal des Morgens im Dorfe an dem Kreuzwege, wo der eine Weg gleich in die Schule führt, der andere aber links nach der Kirmeswiese. Es war schönes Wetter. Da hörte ich zwei Knaben Folgendes sprechen:

„Guten Tag, Karl!“

Guten Tag, Michel!

„Wo gehst du hin, Karl?“ —

In die Schule, Michel. —

„Ei was! In der Schule ist's garstig, da muß man lernen; draußen auf der Wiese sollst du einmal sehen, da ist's jetzt hübsch! Komm, wir wollen dahin spielen gehen, Karl!"

Am Abend, Michel; jetzt geh' ich lernen, ade! —

„Meinetwegen, geh' du arbeiten, Karl, ich geh' spielen; ade!"

Zwanzig Jahre darnach stand ich in demselben Dorfe an derselben Stelle. Es war ein böser, kalter Wintertag. Ein blasser, ärmlich gekleideter Mensch klopfte an der Thüre des Schulhauses an. Der Lehrer, ein junger Mann, öffnete diese, und ich hörte nun die beiden Folgendes sprechen:

„Guten Tag, lieber Herr!" —

Guten Tag, lieber Mann! —

„Ach Herr, erbarmet Euch mein!" —

Was verlangt ihr denn von mir? —

„Arbeit, Herr! Ich will Euch die Schulstube fegen, ich will Euch die Oefen heizen, oder andere Dienste der Art thun. Nehmt mich auf!" —

Könnt Ihr denn nicht bessere Arbeit thun, als die? —

„Nein, Herr!" —

Warum denn nicht? —

„Ich hab' nichts gelernt." —

Wie heißt Ihr? —

„Ich heiße Michel."

Kommt herein, Michel, draußen ist's heute garstig, in der Schulstube ist's schön. Da werdet Ihr hoffentlich auch jetzt noch etwas lernen. —

Sie gingen beide hinein und die Thüre wurde wieder geschlossen. Der um Arbeit bettelnde Mann wußte in jenem Augenblicke noch nicht, wer der freundliche Lehrer war. Wir wissen es. Nicht wahr? —

e. Bete und arbeite.

Ohne Arbeit gibt der Himmel nichts. Die Rose ist mit Dornen umflochten und der Kern mit Schalen umgeben; wer die Rose haben will, darf die Dornen nicht scheuen, und wer den Kern schmecken will, muß die Schalen ablösen. Wo Nahrung sein soll, da muß Arbeit vorhergehen. Müßiggang stürzt in Armuth. Gott gibt's den Seinen zwar im Schlaf, aber nicht durch den Schlaf. Jener Vater wußt' es wohl, da er vor seinem Ende seine Söhne vertröstete eines reichen Schatzes, der in seinem Weinberge verborgen läge, und befahl, daß sie den suchen sollten. Nach seinem Tode durchgruben und durchwühlten sie den Weinberg, gewannen aber keinen Goldschatz, doch im Herbste einen köstlichen Weinschatz.

Arbeiten mußt du also, aber nicht deine Arbeit nährt dich, sondern göttlicher Segen. Wo Gott nichts hinlegt, da wirst du nichts finden, und arbeitest oder suchest du dich zu Tod. Wo er nicht zu Rath hält und bewahrt, da bleibt nichts, und legtest du hundert tausend Schlösser davor; es zerstäubt und zerfleugt, daß man nicht weiß, wo es bleibe. Wer legt das Silber und Gold in die Berge, daß man's finde? Wer legt in den Acker solch' groß Gut, als herauswächst an Korn, Wein und allerlei Früchten, davon Menschen und Thiere leben? Thut es Menschenarbeit? Nein. Arbeit findet es wohl, aber Gott muß es dahin legen und geben, soll es die Arbeit finden. Thue also mit Fleiß, was dir in deinem Beruf obliegt; aber bete auch um den göttlichen Segen. Und dann sorge nicht, wie du dich nährest, sondern gib alles Gott anheim, und laß ihn sorgen. Der die Vögel nährt und die Lilien kleidet, wird auch für sein Kind sorgen, das er in seinem Herzen trägt.

f) Der Reichthum des Landmanns.

1. Der Landmann ist der reichste Mann! Das ist gewisslich wahr, wenn er auch oft nicht sagen kann: Ich hab' drei Gulden baar. Versteht er's nur — wie froh, wie froh lebt er nicht unter'm Dach von Stroh!

2. Der König wohnt im Goldpalast, und silbernes Geräth, mehr als du je gesehen hast, auf seiner Tafel steht; er sitzt auf einem gold'nen Thron, und Perlen zieren seine Kron'.

3. Allein sieht denn der Bauer nicht der Sonne schön'res Gold, durch grünes Laub das Silberlicht des Mondes lieb und hold, des Thaues Perlen ohne Zahl im Sonnen- und im Mondenstrahl?

4. Den König schmückt von Alters her ein purpurnes Gewand, und Seide und dergleichen mehr sieht er an jeder Wand; den Zimmerboden deckt sogar ein Teppich, sagt man, wunderrar.

5. Allein der Rose Purpur strahlt doch wahrlich auch recht schön, der Morgen und der Abend malt mit Purpur Thal und Höh'n; den Wiesenteppich bunt und grün — den macht wohl keine Stickerin.

6. Der König hat ein Musikchor, es gönnt's ihm jedermann! Das singt ihm manches Stücklein vor, viel

schöner als ich's kann; das schönste heisst — wer weiss es? — ja, man nennt es, glaub' ich, Opera.

7. Allein den Bauern weckt vor Tag der Lerche süsser Schall, ihm tönt der Wachtel munt'rer Schlag, und Fink und Nachtigall; sie singen ihm rings um das Haus — und er gibt keinen Heller aus.

8. Dem guten König zündet man, so wenigst geht die Sag', wohl hundert tausend Lampen an zu seinem Namenstag, und dann heisst man — ich hört' davon! — das eine Lumination.

9. Doch hat der Bauer manche Nacht auch Lampen ohne Zahl, des Mondes und der Sterne Pracht am hohen Himmelssaal; das freut ihn dann recht in der Seel' — und kostet ihm kein Tröpflein Oel.

10. D'rum, lieber Nachbar, hör' mich an, und thu' die Augen auf, sieh', was der Herr für uns gethan, blick' fromm zu ihm hinauf — so leben unter'm Dach von Stroh zufrieden wir — und reich und froh.

g) Gott in der Natur.

1. Wenn ich in das Feld kann gehen,
Seh' da tausend Gräslein stehen,
Viele Thier' darunter gehen:
Ehr' ich Dich, mein Herr und Gott!

2. Wenn ich seh' die grünen Weiden,
Sich mit Blumen reich bekleiden,
Die so schön sich unterscheiden:
Lieb' ich Dich, mein Herr und Gott!

3. Thut die Sonn' die Erd' bemalen,
Kommen Mond und Stern' zu strahlen
Durch die Nacht ob finstern Thalen:
Dank' ich Dir, mein Herr und Gott!

4. Wenn ich hör' die Lüfte schallen,
Daß die Berge wiederhallen,
Seh' ich Blitz' vom Himmel fallen:
Fürcht' ich Dich, mein Herr und Gott.

5. Hör' ich Vöglein lieblich singen,
Mit einander streitend klingen,
Seh' sie in die Luft sich schwingen:
Lob' ich Dich, mein Herr und Gott!

6. Wenn bei Tage und bei Nachte
Ich den Himmel recht betrachte:
Gern all' Irdisches verachte,
Möcht' zu Dir, mein Herr und Gott!

h. Der faule Thomas.

Noch glänzt das Sternlein durch die Scheiben,
Noch kann ich still im Bettchen bleiben;
Doch, wie die Glocke fünfe schlägt,
Da heißt es leise sich geregt.

Pst! Pst! Da scheint es mir zu schlagen;
Zwar wird es erst um sieben tagen,
Doch, wer zu lang sich dehnt und streckt,
Der wird als Thomas aufgeweckt.

So, so, da wär' ich angezogen!
Nun ist das Schwesterlein betrogen!
Sie schlummert noch so süß und gut. —
Ob sie vom Thomas träumen thut?

He, holla, holla! aufgestanden!
Ihr schlaft Euch All' zu Spott und Schanden!
Der faule Thomas klopft an's Haus,
Rasch, rasch! Zum Federsack heraus!

Die Schwester rieb die Augenlider,
Erhob sie und verschloß sie wieder,
Und als die Sonne schon im Lauf,
Da stand sie ganz verdrießlich auf.

Und „Fauler Tom!“ aus allen Ecken
Erscholl's mit Lachen und mit Necken.
Das währte so ein ganzes Jahr,
Bis wieder fauler Thomas war.

W. Herchenbach.

i) Morgenstunde hat Gold im Munde.

Dieses Sprüchwort soll bedeuten: Die Morgenstunde ist für das Arbeiten die beste Zeit und bringt Segen. Die Morgenstunde wird hier als eine Person dargestellt, die einen Mund hat, und die einem Jeden, der sie liebt und mit ihr umgeht, Gold schenken kann. Gold bezeichnet hier aber etwas sehr Kostbares und Wünschenswerthes überhaupt, da die meisten Menschen stets nach diesem edeln Metalle streben und es sich sehnlich wünschen. Wenn du — diess sagt das Sprüchwort — Etwas vor dich bringen willst, so stehe früh auf. Die Wahrheit dieses Sprüchwortes ist sehr einleuchtend. Wenn man gut geschlafen hat, so ist man am Morgen am geschicktesten und tüchtigsten zur Arbeit, und Alles, was man nur vornimmt, geht alsdann am besten von der Hand, wenigstens weit besser, als später am Tage, wo die Kräfte schon wieder im Abnehmen sind, und manche Zerstreuungen uns von der Arbeit ablenken. Wer sich nun gewöhnt, recht früh aufzustehen, dem wird auf diese Art der Morgen lang; ihm bleibt viel Zeit zum Arbeiten, und er kann daher schon mehr, als der Langschläfer, der diese Zeit in träger Unthätigkeit zubringt, vor sich bringen und schon mehr Geld oder Gold verdienen. Bildlich ist aber, wie schon oben bemerkt wurde, hier Gold nicht gerade als solches zu verstehen, sondern überhaupt als das, was man, als etwas Kostbares, gern haben will oder sich wünscht; daher sagt das Sprüchwort auch: wenn du eine Wissenschaft, Kunst oder Geschicklichkeit erlangen willst, so stehe frühe auf, verlasse frühzeitig

das Bett, um dafür thätig zu sein, und du wirst es erlangen.

k) Der Sonnenaufgang.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,
Es gibt hier was zu sehen!
Und ruft den Vater auch heraus:
Die Sonne will aufgehen!

Was ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf,
Und jeden Abend unter;

Geht immer und scheint weit und breit,
In Schweden und in Schwaben.
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
Wie wir es nöthig haben.

Von ungefähr kann das nicht sein,
Diess könnt ihr euch wohl denken;
Der Wagen da, geht nicht allein,
Ihr müsst ihn zieh'n und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiss nicht, was sich gebühret;
D'rum muss wer sein, der an der Hand
Gleich wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen;
Er schüttet seine Wohlthat hin,
Und lässet sich nicht sehen.

Und hilft und segnet für und für,
Gibt Jedem seine Freude;
Gibt uns den Garten vor der Thür
Und unserer Kuh die Weide;

Und hält euch Morgenbrod bereit,
Und lässt euch Blumen pflücken,
Und stehet, wann und wo ihr seid,
Euch heimlich hinter'm Rücken.

Sieht Alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege;
Weiss, was euch freut und was euch kränkt,
Und liebt euch allewege.

Das Sternenheer hoch in der Höh',
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenroth, der Silbersee,
Mit Busch und Wald umkränzet;

Diess Veilchen, jener Blüthenbaum,
Der seine Arm' ausstrecket,
Sind, Kinder! seines Kleides Saum,
Das ihn vor uns bedecket;

Ein Herold, der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre;
Der Spiegel seiner Herrlichkeit,
Der Tempel seiner Ehre;

Ein mannigfaltig gross Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu'
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin
Und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden!

Claudius.

1. Der Schulgang.



Ein Knabe ging, blieb wieder steh'n;
Er wollte wohl zur Schule geh'n,
Doch möcht' er lieber spielen.
Da mußt' er ein Bienlein fliegen seh'n,
Von Blum' zu Blume hin und her,
Als ob es eben müßig wär'.
„Bienlein, willst mit mir spielen?"
„Warum nicht? Gern! Doch thut mir's leid
„Ich habe zum Spielen jetzt keine Zeit!
„Denn trag' ich nicht im Sommer fleißig ein,
„Was soll meine Speise im Winter sein?"

So sprach's und ließ den Knaben steh'n,
Der wollte wohl zur Schule geh'n,
Doch möcht' er lieber spielen.
Da mußt' er ein Hündlein laufen seh'n
Von Busch zu Busche hin und her,
Als ob es eben müßig wär'.
„Hündlein, willst mit mir spielen?" —
„Warum nicht? Gern! Doch thut mir's leid,
„Ich habe zum Spielen jetzt keine Zeit!
„Denn treib' ich dem Jäger das Wild nicht ein,
„Was wird mein Lohn am Abend sein?"

So sprach's und ließ den Knaben steh'n;
Was half's, er mußte weiter geh'n!
Doch möcht' er lieber spielen.
Da mußt er ein Vöglein hüpfen seh'n
Am off'nen Wege hin und her,
Als ob es eben müßig wär'.
„Vöglein, willst mit mir spielen?" —
„Warum nicht? Gern! Doch thut mir's leid,
„Ich habe zum Spielen jetzt keine Zeit!
„Denn führ' ich nicht Stroh zum Neste ein,
„Was soll mein Bette zu Hause sein?"

So sprach's und ließ den Knaben steh'n,
Und wollt' er nicht, er mußte geh'n,
Doch möcht' er lieber spielen.
Da mußt' er ein Pferdchen im Felde seh'n,
Das trabte munter hin und her,
Als ob es eben müßig wär'.
„Pferdchen, willst mit mir spielen?"
„Warum nicht? Gern! Doch thut mir's leid,
„Ich habe zum Spielen jetzt keine Zeit,
„Denn zieh' ich zur Saat die Furchen nicht ein,
„Was soll mein Futter im Stalle sein?"

So sprach's und ließ den Knaben steh'n;
Der sprach bei sich im Weitergeh'n:
„So will ich auch lieber nicht spielen!"
Da mußt' er einen kommen seh'n
Von seinen Gespielen, der lief daher
Als ob es just Zeit zur Schule wär'.
Rief ihm: „Willst mit mir spielen?"
„Warum nicht? Gern! Doch thut mir's leid,
„Ich habe zum Spiel jetzt keine Zeit!
„Hund, Biene, Pferd und Vögelein,
„Sie lehren bei Zeiten mich fleißig sein!"

m. Die Annehmlichkeiten des Landlebens.

Die Reize des Landlebens hat schon mancher Dichter besungen, und wir sagen: mit Recht. Jedoch ist dabei zu bedenken, dass jedes Ding zwei Seiten hat und auch der Landwirth nicht beständig auf Rosen gebettet ist. Abgesehen davon, was ihm durch Unverstand, durch bösen Willen, Saumseligkeit oder Unlust oder Missgunst für Schaden erwächst, so hat er auch einen beständigen Kampf mit den Elementen zu bestehen, und auf die allernatürlichste Weise Beschädigung an seinem Besitzthume durch Sturm und Hagel, Dürre und Nässe, Viehseuche und Feuersgefahr u. s. w. zu erleiden. Dem Lebensungemach und Ungefähr entgeht jedoch kein Sterblicher, und desswegen eben muss der Landwirth geistig und leiblich frisch und frei sein. Gesundheit, Kraft und

Thätigkeit, Besonnenheit, Häuslichkeit, Ausdauer und Geduld, Ernst und Leutseligkeit, praktische Geschicklichkeit und Klugheit und andere gute Eigenschaften mehr, vor Allem aber Gottvertrauen und wahre Religiosität sind Eigenschaften, die dem Landmanne nicht fehlen dürfen; dann trifft ihn ein Schlag des Schicksals minder hart, und er fühlt das Angenehme seiner Lage um so lebendiger. Wie freudig geht er, nachdem der Segen der Felder eingesammelt ist, daran, nun auch in Garten und Weinberg zu ernten, Pfirsiche zu pflücken, Trauben zu lesen, Obst zu brechen, Nüsse zu schlagen u. s. w. Und wenn dann der Spätherbst herankommt, wo die Arbeiten draussen die beständige Anwesenheit des Herrn weniger erfordern, oder eher, schon im September, wenn hier und da noch der Hafer in Schwaden liegt, wie schön ist es da, zu jagen, Rebhühner und Hasen, Hirsche und Rehe zu schiessen, Füchse, Marder und Raubvögel zu verfolgen und auf dem nahen Weiher Enten und anderes Wassergeflügel zu belauern! Und dass es nicht an der Fastenspeise fehle, bietet der Teich oder der Fluss auch Fische der besten Art in reicher Menge, so dass die Hausfrau nie verlegen wird, wenn plötzlich Gäste kommen. Diese sind aber auf dem Lande stets willkommen, und wenn draussen der Wintersturm heult und der Schnee in dichten Flocken herniederfällt, dass man kaum sieht und hört, wenn ein Schlitten voll Herren und Damen in Pelzen herangeklingelt kommt, wie angenehm ist es dann, in dem traulichen, warmen Zimmer um den Theetisch zu sitzen! Vor Allem ist aber das Schaffen der Beruf des Landmannes, und eben darin, dass er sieht, wie das Geschaffene aller Art fröhlich gedeiht und der Segen des Himmels sein Walten und

Handeln begleitet, eben darin liegt der höchste Reiz und der reinste Genuss, zugleich aber auch der reichste Lohn. Arbeit und immer wieder Arbeit ist des Landwirths Wahlspruch. Ohne Arbeit aber leben wir Alle nicht! Die vornehmste und erste von allen übrigen, die Mutter und Amme aller Arten von Arbeit aber ist der Ackerbau. Geh' hinaus an der Seite des Landmannes durch Garten, Wiese, Wald und Feld, und sage dir dann, ob es nicht etwas ungemein Erhebendes sei, jeden blühenden Rosenstrauch, jeden nickenden Grashalm, jeden vollbelaubten Baum und jede körnerschwere Aehre seinen Pflegling nennen zu können. Und wenn du dann Sonntags früh an einem schönen Sommertage durch die blühende Flur wandelst, Wald und Wiese duften, die Kornfelder im goldenen Schimmer wallen, die Lerchen singen, und aus den Dörfern umher die Kirchenglocken tönen, könntest du fühllos sein für den Eindruck, den dieses Bild des Friedens auf dich macht? Ueber dir der klare heitere Himmel, kein Wind regt sich und kein lärmendes Alltagsgeräusch stört die feierliche Sabbathstille, wird sich dein Blick nicht hinauf richten, und wirst du nicht ihm, dem Geber alles Guten danken und in stiller Freude zu ihm beten müssen, der die Welt so schön und den Menschen mit dem warmen, fühlenden Herzen nach seinem Bilde gemacht hat? Das ist dann ein wahrer und schöner Gottesdienst, wenn es dir geht, wie Uhland in seinem „Schäfers Sonntagslied". Dort heisst es:

Anbetend knie ich hier.
O, süsses Grau'n, geheimes Weh'n!
Als knieten Viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich:
Das ist der Tag des Herrn!

n. Die ehrliche Taglöhnerin.

Im ganzen Dorfe Grünau konnten wohl kaum glücklichere Menschen gefunden werden, als der Taglöhner Traugott und seine brave Familie. Denn sie besaßen ein kostbares Gut, das oft mancher reiche Mann nicht besitzt — ein gutes Gewissen. Da brach aber das Nervenfieber in dem Dorfe aus. Auch Traugott starb an demselben. Die arme Wittwe war nun sehr übel daran. Sie wußte nicht, wie sie sich mit ihren Kindern fortbringen könnte. Es war eine große Hungersnoth im Lande und weil im verflossenen Jahre der Hagel die Saaten niederschlug, konnte man voraussehen, daß die Noth ihr Ende noch nicht erreichte. Mit schwerem Herzen ging die arme Frau zu einem wohlthätigen Herrn, der ihr schon öfter geholfen hatte. Allein zu ihrem neuen Kummer mußte sie dort erfahren, daß dieser gute Mann fortgereist sei. Ihr Schmerz erwachte von Neuem. Sie fing bitterlich zu weinen an. Da sie gerade bei einer Kirche vorbeigehen mußte, so trat sie in dieselbe ein und klagte dem lieben Gott ihren Jammer. „O himmlischer Vater!" betete sie, „du bist gegen alle Menschen so liebevoll! O so hilf uns denn! Errette mich und meine Kinder aus dieser Noth!" Und sieh'! als sie wieder getröstet aus der Kirche ging, fuhr ein Postwagen vorbei, und als er schon weit entfernt war, sah sie etwas herabfallen. Die Wittwe trat hinzu, hob es auf, und sah, daß es ein großes schweres Packet mit Geld sei. Nun wäre die arme Frau auf einmal reich geworden, wenn sie das Geld behalten hätte, aber sie trug es

zur Obrigkeit, und ließ es daselbst aufbewahren, bis der Eigenthümer bekannt würde.

Bald darauf wurde der Eigenthümer des Geldes bekannt, holte es ab, und schenkte der Frau hundert Thaler. Ihre Noth hatte nun ein Ende. Sie lebte jetzt zufrieden, und erzählte mit dankbarem Herzen manchem Betrübten, wie der Herr sie und ihre Kinder aus größter Noth erlöste.

Gerechte rettet Gott
Gewiß aus jeder Noth.

o. Handwerkslied.

Messen, richten, heben, tragen,
Arbeit darf ich nie versagen,
Wenn der Morgen wiederkehrt;
Denn zur Arbeit und zum Leben
Hat mir Gott die Kraft gegeben,
Und was sonst dazu gehört.

Seht, ihr Faulen! seht das Wunder,
Wie die liebe Sonne munter
Ueber alle Berge geht!
Wie sie immer freundlich blinket,
Wenn sie steiget oder sinket,
Und nicht einmal müssig steht!

Gestern lief sie auch dort oben,
Heute gibt sie wieder Proben,
Dass sie gar nicht ruhen kann.
Bleibt, ihr Faulen! immer liegen!
Täglich fang' ich mit Vergnügen
Meinen Fleiss von Neuem an.

„Wer nichts thut, soll auch nicht essen",
Das hab' ich noch nicht vergessen,
Und es schmeckt mir herzlich gut;
Wie der Mensch die Kräfte schonet
Oder braucht, wird ihm gelohnet,
Gut und schlecht, nachdem er thut.

Zwar die Leute, die uns dingen
Und den Lohn am Ende bringen,
Wissen nicht, was man vermag;

Aber Gott im Himmel zählet
Was man kann: und was d'ran fehlet,
Gott im Himmel zählt es nach.

Darum brauch' ich heute wieder
Meine Kräfte, meine Glieder,
Wozu Gott auch mir sie gab.
Denn auch dieser Tag vergehet,
Und vielleicht am Abend stehet
Man wohl gar an seinem Grab.

Keine Stunde soll verstreichen:
Meine Arbeit soll es zeigen,
Dass ich stündlich fleissig war!
Mag dafür in meinem Leben,
Wer da will, den Lohn mir geben,
Das hat alles nicht Gefahr.

Was die Hände schaffen können
Mag man immer wenig nennen,
Gott sieht das gewiss nicht an.
Wer der Welt nur wenig nützet,
Weil er wenig Kraft besitzet,
Ei, der hat doch viel gethan.

p. Das Mittagsessen im Hofe.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kännte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre Mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte Vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause

und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel, mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein, und endlich das Tischtuch mit Allem, was noch darauf war. „Verwegener, was soll das sein?" fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorne von dem Sessel auf. Aber der Bediente entgegnete kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten im Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten! Dießmal die Suppe hinabgeworfen und nimmer." Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

q. Einladung zur Kirchweih.

Lieber Herr Onkel!

Wie werden Sie sich wundern, wenn Sie diesen Brief bekommen und sehen, dass ihn Ihr junger Vetter geschrieben hat. Was fällt dem Jungen ein? werden Sie sagen! Freilich hätte auch der Vater selbst an Sie schreiben sollen; allein der hat jetzt so viel zu thun, dass er gar nicht weiss, wo ihm

der Kopf steht, und wirklich vor vielen Geschäften kaum zum Essen kommen kann. Die Mutter gibt sich auch nicht gern mit Briefschreiben ab, und so musste ich denn Anstalt dazu machen. Der Vater meinte gestern, ich müsste das wohl können, sonst wüsste er ja nicht, wozu ich in die Schule ginge, und Sie könnten zugleich sehen, was der kleine Vetter bis jetzt gelernt habe. Sie werden also diessmal, theurer Onkel, mit meiner Schreiberei zufrieden sein müssen, da der ausdrückliche Auftrag der Eltern mich dazu verpflichtet, und ich bitte nur, dass Sie meinen schwachen Versuch mit Ihrer gewohnten Güte beurtheilen mögen. Sie wissen, dass es bei uns Landleuten im ganzen Jahre kein vergnügteres Fest gibt, als die Kirchweih. Wir Alle haben uns recht herzlich darauf gefreut, und Alles im Hause ist dazu eingerichtet. Wollen Sie unsere Freude noch erhöhen, so kommen auch Sie den 29. September zu uns. Das ist der Auftrag, den ich von meinen Eltern auszurichten habe, und ich selbst setze noch hinzu: Lieber Onkel! kommen Sie doch ja. Der Vater meinte, die Freude würde ja nur halb sein, wenn Sie, der liebste Gast, gerade fehlten, und die Mutter sagte, dass sie Ihretwegen schon im Voraus die fetteste Gans zum Kirmessbraten bestimmt habe. Nicht wahr, lieber Onkel! Sie kommen? Wenn Sie wegblieben, könnte ich ordentlich böse mit Ihnen werden. Aber nein, Sie werden unsere freundliche Einladung nicht zurückweisen und in dieser frohen Hoffnung sage ich Ihnen zugleich, dass ich beschlossen habe, Ihnen den 28. d. Monats Nachmittags ein halbes Stündchen entgegen zu kommen. Sie werden nicht vergebens gehen lassen

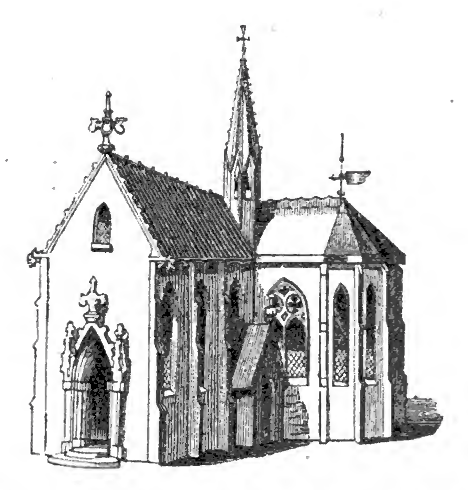
Ihren

O, den . . . .

Sie liebenden Vetter
Fritz.

2. Die Kirche.

Die Kirche ist das höchste Gebäude des Dorfes. Schon von Weitem sieht man den Thurm über die Bäume und die Häuser emporragen. So oft ich eine Kirche sehe, fällt mir immer diejenige ein, worin ich getauft worden bin und die ich später alle Tage besuchte. Ich will hier eine Beschreibung davon geben: Das Dorf, wo ich geboren bin, liegt auf einem hohen Bergrücken, desshalb sieht man den schlanken Kirchthurm viele Stunden weit. Wenn ich eine Zeit lang von Hause abwesend war und wieder heimkehrte, dann wurde es mir ganz wunderbar wohl um's Herz, sobald ich den Kirchthurm in der Ferne erblickte. Es war mir allemal, als müsse der Hahn, welcher oben hoch auf dem Kreuze



sitzt, seine goldenen Flügel entfalten, sein Kikiriki rufen und mir entgegenfliegen; das war besonders der Fall, wenn die Glocken läuteten. O, wir hatten so schöne Glocken! — die konnten einem an's Herz reden, dass man ganz fromm und wehmüthig gestimmt wurde.

Die Kirche steht auf dem höchsten Punkte des Dorfes. Der Platz ist ein grosser, viereckiger Hügel, der auf allen vier Seiten mit einer hohen Mauer umgeben ist. Es führen Treppen mit geschlossenen Thüren zu diesem Platze, dem Kirchhofe, hinauf. Genau in der Mitte erhebt sich die Kirche. Rings um dieselbe zieht sich ein Kranz von alten, mit grünem Moose und weissen Flechten bewachsenen Steinkreuzen mit halbverlöschten Inschriften. Diese Kreuze standen früher auf den Gräbern; denn in meinen Kinderjahren wurden die Todten noch rings um die Kirche begraben. Jetzt aber ist ein neuer Kirchhof da, welcher ausserhalb des Dorfes liegt.

Der Haupteingang zur Kirche befindet sich unter dem Thurme und ist ein grosses, gewölbtes Thor mit schön ausgemeisseltem Steinbogen. Das Thor selbst ist von ganz dickem Eichenholze. Auf der Aussenseite ist es mit eisernen Sternen, Klammern, Verschlingungen und allerlei sonderbaren Figuren beschlagen. Als ich einmal fragte, warum das geschehen sei, erhielt ich zur Antwort: Die Franzosen hätten einmal einbrechen wollen, und da habe man den Eisenbeschlag der Sicherheit wegen gemacht.

Beim Eintritte durch dieses Thor sieht man rechts die Thüre zur Thurmtreppe, links hängt der Weihkessel. Gerade aus sieht man den Hochaltar, rechts und links die beiden Nebenaltäre; der ganze Raum aber, sowohl die Mitte der Kirche, als auch die beiden Seitenschiffe (Seitentheile) sind mit Bänken angefüllt.

In dem linken Seitenschiffe steht der Taufstein, welcher durch ein Gitter von dem übrigen Raume abgeschlossen ist. Der Taufstein oder das Taufbecken besteht aus einem einzigen, sehr grossen Steine, welcher inwendig ausgehöhlt und mit einem kupfernen Deckel geschlossen ist. Die Höhlung ist mit geweihtem Wasser angefüllt. An diesem Taufsteine wurde ich getauft. Meine Mutter und mein Vater haben mir das oft erzählt. Ich konnte desshalb niemals an dem Steine vorübergehen, ohne ihn mit einer gewissen Neugierde zu betrachten.

Im Hauptschiffe, nahe an dem rechten Nebenaltar ist der Predigtstuhl angebracht. Eine Treppe führt zu demselben hinauf. Er ist mit sehr hübschen Figuren umgeben und unter dem Schalldeckel schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube.

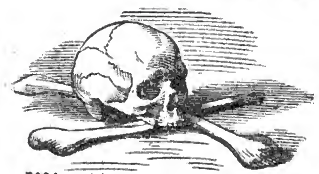
Wenn man noch etwas höher hinaufsteigt, so kommt man an die Kommunionbank, welche auf der innern Seite mit einem rothen und einem weissen Tuche behangen ist. Eine niedrige Steintreppe führt zu derselben hinauf. In der Mitte ist eine Thüre, durch welche man auf den Chor gelangen kann. Der Chor ist der schönste Theil der Kirche, wie auch der hier stehende Hauptaltar die Nebenaltäre an Schönheit übertrifft.

Wenn man vor dem Hauptaltare steht, so hat man im Rücken und zwar über dem Haupteingange die grosse, schöne Orgel, an welcher man die langen Pfeifen und die posaunenden Engel sehen kann.

Die Kirchenfenster sind hoch und gewölbt; sie haben kleine, in Blei eingefasste Scheiben. Zwischen denselben hängen grosse Gemälde und unter ihnen stehen auf steinernen Fusssockeln schön geschnitzte Heiligenbilder. Der Fussboden ist mit blauen und weissen Steinen bedeckt. Darunter sind auch einige alte, abgetretene Grabsteine, auf denen man die Schrift kaum noch lesen kann. In frühern Zeiten kam es nämlich zuweilen vor, dass die Todten in die Kirche begraben wurden.

Zu dem Thurme führt eine dunkle Steintreppe hinauf. Er ist sehr hoch, und man wird ganz müde, bis man auf dem letzten Gewölbe ist. Hier hängen die Glocken, welche ich oft habe läuten helfen. Der Klang derselben geht an den Schalllöchern hinaus, verbreitet sich über das Dorf und ruft die Gläubigen zur Messe und zum Gebete. **W. Herchenbach.**

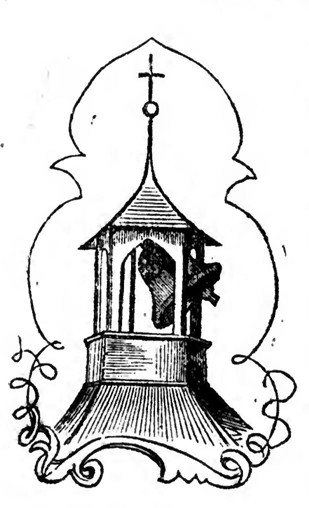
a. Der Todtenkopf.



Ein vornehmes Herrchen ritt auf schmuckem Rosse durch's Feld, blickte stolz auf die armen Leute herab, die da mühselig arbeiteten und dachte bei sich: „Wie schön und reich und vornehm bin ich; ich bin recht viel mehr als die Leute da."

Indem er so dachte, ritt er vor einem Gottesacker vorbei und sah den Todtengräber; der hatte einen Todtenkopf in der Hand und betrachtete ihn aufmerksam. Da hielt das Herrchen an und fragte: „Warum siehst du den Todtenkopf so an, Alter?" Der Todtengräber blickte den vornehmen Herrn an und dann wieder den Todtenkopf und sagte: „Ich wollte nur gern wissen, ob der Schädel da einem Vornehmen gehört hat oder einem Bettler; ich kann's aber nicht herausbringen."

b. Das Glöcklein.



Glöcklein hell vom Thurme da,
Leutchen rufst du fern und nah,
dass sie Morgens früh aufsteh'n,
beten und zur Arbeit geh'n.

Wieder hör' ich, Glöcklein, dich:
Wenn der Mittag zeiget sich,
rufest du mit gutem Klang:
Kommt, nehmt Gottes Speis' und Trank!

Hat der Abend sich genaht,
ist's zum Schaffen schon zu spat,
rufest, liebes Glöcklein, du:
Leget betend euch zur Ruh'!

Kommt ein Sonntag, kommt ein Fest,
Glöcklein, du dich hören lässt,
sprichst mich an in Lust und Leid,
zeigst mir meine Lebenszeit.

Muss ich von der Erde ab, gehst du mit mir bis an's Grab, weckst in jeder guten Brust Trauer und doch Hoffnungslust.

Liebes, süsses GlöcKlein mein, immer will ich lauschen dein, dass dein letzter Abendschlag führe mich zum Himmelstag.

c. Das Kind in der Kirche.

Anna ging jeden Tag in die Kirche. Sie nahm jedesmal ihr Gebetbüchlein mit, das sie zum Namens=tage erhalten hatte. Während der Kirche war sie ruhig und eingezogen. Sie las in ihrem Büchlein oder betete sonst zu dem lieben Gott. Anna dankte Gott für Alles, was er ihr bisher geschenkt hatte. Sie bat Gott, er möchte ihre Eltern noch lange leben lassen, er möchte sie gesund erhalten, damit sie noch lange so gute Eltern hätte. Sie betete auch für andere Leute. Anna ver=sprach Gott, sie wolle immer ein tugendhaftes Kind blei=ben und bat ihn, er möchte sie immer lieb haben und immer ihr guter Vater im Himmel sein. Anna betete recht. Auch während der Predigt war Anna ruhig und horchte auf Alles, was der Geistliche sagte. Wenn sie daheim von den Eltern darüber gefragt wurde, so konnte sie ihnen recht Vieles sagen und die Eltern lobten sie jedesmal. Anna war fromm und andächtig.

d. Der Kirchthurm.

„O, Kirchthurm! was stehst du nur immer so da und zeigest so ernsthaft nach Oben? Denn immer und immer, so oft ich dich sah, hast du auch den Finger er=hoben!“



„Lieb' Kindlein! ich stehe als Wegweiser hier und zeige den Menschen hienieden die sicherste Straße, o glaube es mir, die einstens sie führet zum Frieden."

„Hinauf dort, wo zeiget mein Finger stets hin, sollen alle die Menschen einst kommen; denn dort ist die Heimath, und Freude wohnt d'rin, doch nur für die Guten und Frommen."

„Dieß merke, mein Kindlein, so oft du mich siehst, und wandle den Weg, den ich zeige! Dann gehst du, wenn immer die Straße du ziehst, einst ein zum himmlischen Reiche."

e. Das Glöcklein.

Ein Glöcklein klingt in meiner Brust,
Das hat gar hellen Schlag,
Wenn mir was Böses ist bewußt,
Klingt's dumpf bei Nacht und Tag,
Doch bin ich auf des Guten Bahn,
So hab' ich meine Freude d'ran.
Gott, schaff' ein reines Herz in mir,
Ein frommes Herz, geweihet dir,
Ein Herz voll Liebe, Preis und Dank.
Dann hat das Glöcklein hellen Klang.

f. Der Kirchhof.

Ich bin gerne auf dem Kirchhofe. Da ist es still und feierlich, und die Kirche mit dem Glockenthurm schaut ernst auf die Gräber hernieder. Da



ruhen die gestorbenen Menschen neben einander, Alte und Junge, Reiche und Arme, und die Blumen auf den Gräbern nicken im Winde, als wollten sie sagen: „Schlaft nur, ihr lieben Menschen da unten, es wird auch ein Tag kommen, an welchem ihr wieder aufwachet. Wir Blumen wissen das.“ Zwischen den Gräbern wandeln die Leute still und ernst umher und manche weinen. Es ist auch gar zu traurig, wenn Jemand stirbt, den man so recht geliebt hat. Dann kommen die schwarzen Männer, tragen den Todten im Sarge hinaus und senken ihn in die kalte Erde. Dort unter dem kleinen Hügel schläft mein Schwesterchen, da will ich hingehen, ein Kränzlein winden und das schwarze Kreuz damit schmücken.

Leb' fromm, so bist du jederzeit
Auf einen guten Tod bereit.

g. Der Gotteskasten.

Es war einmal ein reicher und angesehener Mann, der hieß Benedictus, das heißt in deutscher Sprache: Gesegneter. Solchen Namen hatte er mit Recht; denn Gott hatte ihn

reichlich mit Gütern gesegnet. Er suchte die Menschen zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden.

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in seine Kammer und dachte: „Es sind viele Menschen, die keinen solchen Tag gehabt haben, und ich hätte wohl noch einmal so viel Gäste einladen können, dann würde es mir doppelt so viel gekostet haben." Darum legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet hatte, in eine Lade und diese nannte er den Gotteskasten. Wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewesen war, so gab er einen reichlichen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen. Dann sagte er bei sich selbst: „Mein Haus stehet noch, Gott hat es mir vor Feuer bewahrt!" und dann legte er wieder was in den Gotteskasten. Wenn er von Hagelschlag, von Wassernoth oder andern Unglücksfällen hörte, so gab er wieder und legte allemal in den Gotteskasten. Er kaufte wohl auch kostbaren Wein und schönes Geräthe, aber mäßig; mit diesem zierte er sein Haus; von dem Weine gab er auch den Kranken und legte jedesmal, wenn er etwas gekauft hatte, auch in den Gotteskasten. So that er sein ganzes Leben lang. Als er nun sterben wollte, da klagten die Armen, die Wittwen und Waisen und sagten: „Wer wird sich unser erbarmen, wenn Benedictus gestorben ist?" Er aber sprach: „Ein guter Vater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, seine Kinder haben, was ihnen nothwendig ist. So nehmet dort den Gotteskasten mit Allem, was darin ist. Er gehört den Armen, den Wittwen und Waisen; theilet davon aus und verwaltet ihn weise!" Darauf starb er, und man that, wie er gesagt hatte. So besteht der Gotteskasten als eine fromme Stiftung seit mehr als hundert Jahren, und das Andenken des Benedictus bleibt im Segen.

h. Das Mädchen am Grabe.

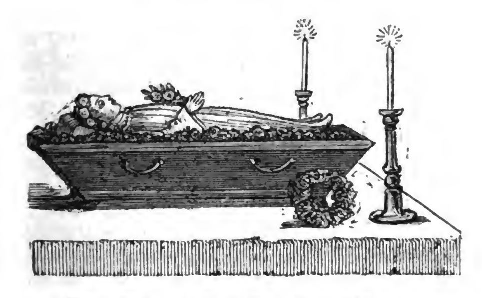
Am Grabe sitzt ein Mädchen
Das blüht so engelmild;
In seinem Schooss ein Körbchen,
Mit Blumen angefüllt!

Sie windet sie zum Kranze,
So wie die Flur sie gab,
Es quellen grosse Thränen
Zum Körbchen oft hinab.

Wem windest du das Kränzchen
Mit schwarzem Trauerband?
„Ich wind' es meinem Bruder,
Ich hab ihn nicht gekannt."

Bone.

i. Tod und Leben.



War ein gutes Kind gestorben
Als die Rose Knospen schlug;
Seine Leiche lag gewunden
In ein weißes Linnentuch.

Kerzen brannten an den Füßen,
Rosen trug's im schwarzen Haar,
Kinder knieten an dem Sarge,
Brachten Gott Gebete dar.

Aus dem Himmel flog ein Engel
Nieder zu dem Todtenschrein,
Trug das Kind auf seinen Flügeln
In das Paradies hinein.

Dort auf gold'nen Stühlen saßen,
Viel gekrönte Kinder schon,
Alle schauten mit Entzücken
Auf zum lichten Gottesthron.

Denn der Engel trug die Leiche,
In den heil'gen Schooß des Herrn,
Und sie hatte plötzlich Leben,
Schien und sprühte, wie ein Stern.

Durch den Himmel ging ein Klingen
Voller Lust und Freudigkeit
Eine Seele war gewonnen,
Für die ew'ge Seligkeit.

W. Herchenbach.

3. Das Pfarrhaus.

Das Pfarrhaus oder die Pastorat steht gewöhnlich nahe bei der Kirche; es wird vom Pfarrer bewohnt. Die meisten Pfarrhäuser sind hübscher, als die Bauernhäuser. Unser Pfarrhaus zu N. liegt dicht an der Kirchhofsmauer, und an der andern Seite führt eine Fahrstraße, ein Fahrweg vorüber. Als Knabe bin ich mehr als hundertmal in demselben gewesen; deßhalb erinnere ich mich noch ganz genau, wie es aussieht. An dem Fahrwege liegt der Eingang, aber man kommt nicht direct in's Haus, sondern muß erst durch ein hölzernes Gitterpförtchen gehen. Dieses ist gewöhnlich verschlossen, aber wenn man die Klingel zieht, so kommt die alte Köchin und öffnet. Sobald man das Pförtchen durchschritten hat, gelangt man auf einen hübschen, mit viereckigen Steinen ausgelegten Weg, von welchem man links in das Haus tritt. Rechts zieht sich ein weiß angestrichenes Stacket den ganzen Weg entlang bis zur Kirchhofsmauer, und hier führt eine Steintreppe mit Geländer zum Kirchhofe hinauf. Hinter dem Stacket aber liegt das Gärtchen. Ein schöneres habe ich selten gesehen. Der Pfarrer ist ein großer Blumenfreund und läßt deßhalb die seltensten Pflanzen und Gewächse aus der Ferne kommen, um sie zu pflegen und seine Freude daran zu haben.

Die Beete sind klein, aber es ist keines da, auf dem nicht die prächtigsten Blumen blühen. Sie erfüllen den Garten mit einem solchen Wohlgeruche, daß er sich noch weit über den Fahrweg verbreitet. Alle Wege sind mit weißem Sande bestreut, was dem Garten ein überaus reines und nettes Aussehen giebt.

An der Hecke vorbei stehen dichte grüne Lauben, zwischen denen sich hohe Obstbäume erheben. In der Mitte des Gartens, wo alle Wege zusammentreffen, ist ein mit Buchsbaum eingefaßter Stern, auf welchem Reseda und sonstige wohlriechende Blumen wachsen. In der Mitte dieses Sternes steht eine Sonnenuhr, worauf man die Tageszeit ablesen kann.

Wie oft habe ich mich in diesem Gärtchen an den köstlichen Stachelbeeren, Erdbeeren, Kirschen, Aepfeln und Birnen erlabt! Der Pfarrer hatte seine Freude daran, wenn es mir gut schmeckte, aber ich durfte kein Zweiglein, kaum ein Blättlein beschädigen. Wär ich in diesem Stücke nicht vorsichtig, so mußte ich den Garten verlassen und erhielt noch obendrein eine derbe Zurechtweisung.

Vor der Thüre des Pfarrhauses befanden sich ein eiserner Fußkratzer und eine dicke Matte von geflochtenen Weiden; hier mußte jeder Eintretende sorgfältig das Schuhwerk reinigen. Die Thüre war mit kupfernen Beschlägen verziert, fast so, wie das große Kirchenthor. Sie glänzten immer wie Gold; denn die alte Köchin setzte ihren Stolz darein, daß sie stets blank waren.

Beim Oeffnen der Thüre kam man in ein sauberes Vorhaus, welches mit rothen Sandsteinen belegt war. In der einen Wand war eine Nische, und in dieser stand das Bildniß der Gottesmutter, welche das Jesuskind auf den Armen trug. Dem Bilde gegenüber befand sich die Thüre zum Studierzimmer des Pfarrers. In der Mitte desselben stand ein großer Tisch, auf dem gewöhnlich eine Menge von Papieren lagen. Nur ein kleines Eckchen war frei, an welchem der Pfarrer seine Mahlzeiten hielt. An den Wänden standen schwarz angestrichene Glasschränke, die mit großen Büchern gefüllt waren. Ein kleines Fensterchen öffnete sich in die Küche; durch dieses reichte die Köchin die Speisen.

Die übrigen Zimmer des Hauses boten nicht viel Merkwürdiges; nur zeichneten sie sich alle durch große Sauberkeit aus. Aus der Küche kam man in den Hofraum. Dort stand ein Brunnen, und auf der einen Seite befand sich der Viehstall, während an der andern ein Holzschuppen angebracht war, der sich an die Kirchhofsmauer anlehnte.

Hier sah man den Pfarrer selten. Wenn er zu Hause war, hielt er sich in seiner Studierstube oder in dem hübschen Gärtchen auf. Er war immer schwarz gekleidet, trug einen langen Rock, Kniehosen, schwarze Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen und ein Sammtkäpplein.

Die Kinder, welche sich in der Schule und im Religionsunterrichte durch Fleiß auszeichneten, durften ihn oft besuchen und sich im Gärtchen gütlich thun.

Der alte brave Herr ist jetzt längst gestorben. Ich habe ihn auf dem Kirchhofe neben seinem Hause mit begraben helfen; noch jetzt wird mein Herz bewegt, wenn ich daran denke, wie der Sarg in die Gruft hinabgelassen wurde.

W. Herchenbach.

a. Das Kreuzchen.

Therese hatte ein kleines, niedliches Kreuz zum Geschenke bekommen. Es war von schwarzem Ebenholz, und die vier Enden waren in Gold gefaßt. Sie trug es an einem blauen Bande zur Zierde an der Brust. Einst brach das kleine Querholz des Kreuzes heraus, und Therese bat den Vater, das Kreuzchen wieder zurecht zu machen. „Das will ich gern," sprach der Vater, „ja, ich will dich überdies noch lehren, wie du machen kannst, dass kein Leiden in der Welt für dich ein Kreuz sein soll. Da sieh einmal her: ohne das Querholz ist das längere Holz kein Kreuz. Erst wenn das Querholz hinzukommt, wird ein Kreuz daraus. So ist es mit jedem Leiden, das wir ein Kreuz nennen. Der Wille Gottes ist gleichsam das längere Holz; unser Wille aber, der den göttlichen Willen immer durchkreuzen möchte, ist das Querholz. Nimm daher bei jedem Kreuze, das dich einst treffen wird, das Querhölzchen heraus, so wird es für dich kein Kreuz mehr sein.

Ergebenheit in Gottes Willen
Kann jeden Schmerz des Kreuzes stillen.

Ch. Schmid.

b. Beim Tode eines Mitschülers.

Noch eh' die blauen Veilchen-Augen
In's Sonnenlicht emporgeschaut,
Verschlossest du die treuen Augen,
Vom Schmerz des Lebens schon bethaut.

Dein Leib liegt unter'm grünen Hügel,
Drauf blüht das Maasslieb weiss und roth,
Dein frommer Geist hat Engelsflügel,
Und wallt in gold'nem Morgenroth.

Mein Carl, ich kann dich nicht beweinen,
Dein Loos ist mehr als Königsloos,
Und muss ich dennoch Thränen weinen,
So ist's mein eig'ner Kummer blos.

Doch still, ich will nicht eitel klagen
Verloren bist du mir ja nicht!
Auch mir wird einst die Stunde schlagen,
Die meines Lebens Kerker bricht.

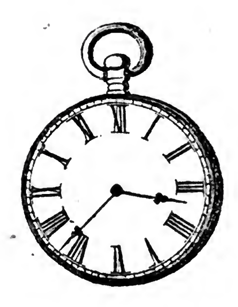
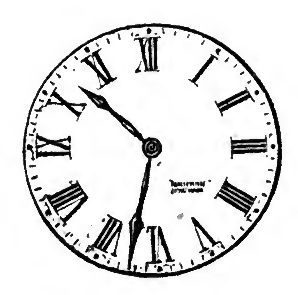
W. Herchenbach.

c. Der Priester.

Ein spanisches Schiff segelte mit vielen Menschen nach Amerika. Unterwegs litt es Schiffbruch. Der Kapitän ließ schnell das Boot nieder, und dieses war bald mit Menschen angefüllt. „Wo ist Don Alonso?“ rief er. So hieß der Geistliche des Schiffes. Ihn hätte der Kapitän noch aufgenommen. Dieser rief vom Bord herunter: „Lebet wohl, Freunde und Brüder! Eure Pflicht hört hier auf, die meinige beginnt jetzt.“ Er tröstete die Verzweifelnden, hörte die Beichte der dem Tode Geweihten, spendete ihnen die Tröstungen der Religion und wurde mit Allen in den Wellen begraben.

d. Das Zifferblatt.

Mit Recht werden auf den Zifferblättern die Stunden oft mit goldenen Buchstaben bezeichnet, damit sich ein Jeder daran erinnern möge, dass die Zeit theuer und mit keinem Golde zu bezahlen ist. Aber ach, wie wenig wird das beachtet! Wie wird die edle Zeit

oft so leichtsinnig verbracht! Die meiste Zeit verschlafen, verspielen, verschwatzen, vertrinken, veressen, verbringen wir ohne sonderlichen Nutzen, und es dünket uns wohl die Zeit am längsten, da wir mit Gott reden oder ihn reden hören, oder gottselige Betrachtungen oder Gewissenserforschung anstellen, oder sonst etwas zu unserer Seele Nutzen verrichten sollen. Der Zeiger an dem Zifferblatt geht immer herum und überläuft eine Stunde nach der andern; — endlich wird er meine und euere Todesstunde zeigen und man wird von uns sagen: „In dieser oder jener Stunde ist er gestorben.“ — Hernach wird für uns keine Zeit mehr sein, sondern nur die Ewigkeit. Darum lasset uns alle Stunden wohl anwenden; damit keine ohne Gewinn für die Ewigkeit verloren gehe! Lasset uns bei jedem Glockenschlage bedenken, dass wieder ein Theil unserer Lebenszeit verflossen ist, wovon wir unserm Gott dereinst Rechenschaft geben müssen.

e. Ein Kirchhofsbesuch.

Beim Todtengräber pocht es an:
Mach' auf, mach' auf, du greiser Mann!
Thu' auf die Thür und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein theures Grab!

Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh, nach Kriegerart.
Wie heißt der Theure, der Euch starb,
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?

Die Mutter ist es; kennt ihr nicht
Der Martha Sohn mehr am Gesicht?
Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt,
Hätt' nie und nimmer euch erkannt. —

Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.
Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein
Nun euer todtes Mütterlein.

Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.
Er steht und starrt zum theuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht,
Wie schlöß ein Raum, so eng und klein
Die Liebe einer Mutter ein!

f. Der Greis und der Tod.

Ein Greis von acht und achtzig Jahren, ein armer, abgelebter Greis mit wenigen schneeweissen Haaren, kam aus dem Walde, trug auf seinem Rücken ein Bündel Reis. Ach Gott, der arme Greis, er musste wohl sehr oft sich bücken, eh' er's zusammen las! Er hatte

keinen Sohn, sonst hätte der's gethan. Und weil vor Mattigkeit er nun nicht weiter kann, so setzt' er ab, und als er nun da sass bei seinem Bündel und bedachte, wie viel Beschwerde, Müh' und Noth das Bündel Reis ihm machte,



wie viel sein Bischen täglich Brod; da seufzt er, lebenssatt, und weint und ruft den Tod. Befreie mich, spricht er, von aller meiner Noth und bringe mich zur Ruh'! Der Tod kommt an, geht auf den Rufer zu; was willst du, fragt er, dass du mich hergerufen hast? Du trägst auch eine schwere Last. — Ach, lieber Tod, versetzte darauf der arme Greis, hilf sie mir auf!

9. St. Vitus.

„Nicht um Perlen, nicht um Gold,
Nicht um Reichthum aller Welt
Geb' ich meinen Christensinn,
Meines Jesu Glauben hin.“
Also sprach St. Vitus fest,
War ein Knabe schwach und klein,
Als der Heidenkaiser droht
Ihm mit Flammen-Martertod.
„Jesus lästern kann ich nicht,
Aber sterben wohl für ihn.
Nehmt mein Leben, nehmt mein Blut;
Stürzt mich in die Flammengluth!“
Und der Kaiser hört's ergrimmt,
Schwingt das Scepter zum Befehl:
„Henkersknechte, seid bemüht,
Daß das Oel im Kessel glüht!“
Vitus aber klaget nicht,
In die heiße Fluth getaucht;
Zu dem Himmel fleht er auf,
Endend seiner Qualen Lauf.
Engel winken ihm herab
Aus des Himmels heitern Höh'n,
Zeigen ihm den Siegeskranz
Und des Heilands Strahlenglanz.
Und so sei des Knaben Tod
Uns ein hocherbaulich Bild,
Daß wir ohne Furcht und Scheu
Unserm Heiland bleiben treu.

h) Ein Gräbchen.

Ein Särglein sah ich tragen,
Kaum eine Elle groß,
Ein Gräbchen sah ich ragen,
Ein Kreuzchen, kahl und bloß.

Das Kreuzchen ward zertreten,
Man weiß die Stelle kaum.
Nur Eine kommt zu beten
Und sinnet, wie im Traum.

Die Frau kommt alle Tage
Und weint die Augen roth,
Und ruft in banger Klage:
Ach, wär' ich auch schon todt!

W. Herchenbach.

i) Der Knabe am Grabe.

Es ging ein Bübchen beten
Im Abenddämmerlicht.
Zum Friedhof that er treten
Mit thränendem Gesicht.

Ein Gräbchen an der Hecke
War seines Kummers Ziel.
Er sank zur Rasendecke
Und schluchzte laut und viel.

Dann schnitt aus Rosenzweigen
Er dünne Ruthen ab,
Und machte unter Schweigen
Sich lang zu thun am Grab.

Und wie mit Trost umfangen
Verliess er schnell den Plan.
Ich aber bin gegangen,
Zu seh'n, was er gethan:

Ich sah ein Herz von Zweigen,
Worin, von Stäbchen klein,
Zwei Worte still sich zeigen:
„Ade, lieb' Brüderlein!"

W. Herchenbach.

k) Der Priester, getreu bis zum Tode.

Auf einer dürftigen Pfarrei lebte ein Priester, wie sie zum Segen der Menschheit aus den Mutterhänden der Kirche hervorgehen. Einfach in seinen Sitten, demüthig und feierlich im Dienste vor Gott, liebend und ernst vor den Menschen, kindlich und heiter in seinem stillen und geselligen Leben, errang er in seiner Gemeinde den Titel eines Vaters. Alles von seiner Gemeinde, die sich weit in die Gebirge erstreckte, Alt und Jung, ward bei seinem Anblick und Worte aus lauter Ehrfurcht und Liebe zum Kinde. Das Alter begann den frommen Seelenhirten zu beugen, und der rauhe Wind rüttelte etwas hart an seiner morschen Hülle. Er ward krank und konnte sich nicht mehr erholen. — Wie er da, seiner Gebrechlichkeit still zusehend, im alten Lehnstuhle saß, kam der Ruf, einen kranken alten Bauern im Gebirge, drei Stunden von der Pfarrei entfernt, mit den heiligen Sterbsakramenten und dem Trost der Religion zu versehen. Mit bittender Miene wandte sich der Priester an den Boten und erklärte ihm, wie schwach er selbst sei, und der Kranke sich also wohl mit einem Seelsorger der benachbarten Pfarrei behelfen müsse. — Der Bote ging. Nach sechs Stunden kam ein anderer und brachte die dringendste Bitte eben desselben Kranken, daß er doch kommen möge zu ihm, der so lange sein treues Beichtkind gewesen, und nun so gern den letzten Trost von seinem väterlichen Lehrer empfangen möchte. — Der alte Pfarrer lag noch kränklich im Bette und stellte ihm die Unmöglichkeit vor, durch Frost und hohen Schnee den Weg in's Gebirge zu machen. Dringender sprach das Dienstgesinde zum Boten, der sich dann wieder entfernte. — Wer sollte es glauben, auch diese zweite Vorstellung genügte der frommen Sehnsucht des Kranken nicht! Ein dritter Bote kam und bat unter den herzbrechendsten Vorstellungen von der Trostlosigkeit des Kranken, er möchte doch zu ihm kommen, da er nicht sterben könne, bis er seinen geistlichen Tröster und Vater noch einmal gesehen habe. — Da nahm der Priester seine letzten Kräfte zusammen, richtete sich im Bette auf und sagte zu den Umstehenden: „Ich fühle, daß mein Ende nahet, doch kann ich dem Bittenden seinen Wunsch nicht versagen. Gott wird mir Kraft verleihen, diese meine letzte Pflicht zu erfüllen. Traget mich eiligst zu ihm hin." — Er ließ sich im Bette ankleiden, mit dem kirchlichen Ornate umgeben und versah sich, von den Anwesenden in die Kirche geführt, mit der heiligen

Wegzehrung. Eine Tragbahre wurde bereitet, der alte kranke Priester darauf gelegt, mit Decken eingehüllt, und so trug man ihn, die Laterne und das Glöcklein voran, durch Nacht, Eis und Schnee in das wüste Gebirge fort. — Fest hielt der fromme Diener Gottes den wahren Leib des Herrn vor der Brust, und betete mit zitternden Lippen auf dem ganzen, langen Wege. Sie kamen zur Hütte. Der Kranke lag, schon der Auflösung nahe, in einer dumpfen Stille ohne Bewegung und Sinn. Da tönte das Glöcklein an der Thüre. Matt wandte der Kranke sein Auge dahin. Nun kam die Bahre, darauf halb aufgerichtet der geliebte alte Pfarrer mit dem Hochwürdigsten in seinen Händen. Der Kranke that einen Schrei des wonnigen Erschreckens und faltete mit einem selig dankenden Blicke zum Himmel die Hände. Man legte den Priester zu ihm in's Bett. Zitternd griff der Kranke nach der Stole und küßte sie. Der Priester empfing seine Beichte, spendete ihm das heilige Sakrament und die letzte heilige Salbung. Weib, Kinder und Landvolk, Alles, was betend auf den Knieen herumlag, zerfloß in Thränen ob der höchsten Heiligkeit dieser Handlung. Beide Kranken, der Priester und der Entsühnte, beteten mit einander. Immer schwächer ward des liebenden Hirten Stimme, seine schwachen Kräfte erlagen unter der schauerlichen Reise und Anstrengung seines letzten Amtes, und er, der selbst sterbend den Trost des Himmels an das Sterbebett gebracht, sollte ihm auch vorangehen, dem treugepflegten Sohne, dem er liebend die letzten Stunden seines frommen Lebens zum Opfer gebracht. Er drückte das geküßte Kreuz dem Sterbenden in die Hand — lächelte hinauf und verschied. Wenige Minuten nach ihm starb der Bauer.

4. Die Giebelseite eines Bauernhauses.

Das Dachwerk des Hauses war wenigstens zweimal so hoch, als die beiden Stockwerke, welche den bewohnten Theil desselben ausmachten. Der unterste Stock war bis zwei Fuß hoch über der Erde von schieferartigen Steinen gemauert; die Mauer war sehr rauh und nicht mit Kalk überzogen. Alles Uebrige war in Fachwerk aufgebaut. Die Wände waren von Lehm und von sehr verschiedener Größe und Gestalt. In den beiden Stockwerken waren sie frisch



geweißt; in dem Dachgiebel aber war der Kalk meist abgefallen und die gelbe Farbe des Lehms trat hervor; viele Stellen waren von Wespen durchlöchert. Der untere Stock war von dem obern durch einen Balken getrennt, der über der Hausthür ausgeschnitzt und mit einer Inschrift versehen war. Links von der Hausthür befand sich der Eingang zum Viehstalle, und rechts waren zwei Fenster, die zur Wohnstube gehörten. Die beiden Fenster waren nur durch einen dicken Pfosten von einander getrennt, die Rahmen derselben waren grün angestrichen; die Fensterpfosten aber, sammt allem übrigen sichtbaren Holzwerke der ganzen Giebelseite, hatten die natürliche graue Farbe von altem trockenem Holze. Ueber der Stallthüre befand sich im oberen Stockwerke nur ein einziges kleines Fenster, dessen Scheiben allmählig mancherlei Farben empfangen hatten. Ueber der Wohnstube dagegen waren wieder zwei Fenster, die jedoch kleinere Scheiben, als die unteren, und keinen grünen Anstrich hatten. Der schwere Balken, welcher das Unterhaus von dem Speicher trennte, war der ganzen Länge nach in runden Halbbogen ausgeschnitzt. Das alte Strohdach, welches mit Moos durchwachsen war, lief sehr spitz zusammen und war nach der Giebelseite mit schmalen Bret-

tern eingefaßt. Der Dachgiebel zeigte vier Abtheilungen, die durch Querbalken getrennt waren. Die untere derselben hatte in der Mitte eine Thüre, durch welche die Früchte hineingeschafft wurden; die oberste war mit alten Brettern beschlagen und hatte zwei runde Oeffnungen. Die Spitze des Giebeldreiecks war ebenfalls geöffnet und schien eine Einladung für Sperlinge und Eulen zu sein. Die Hausthür war nicht senkrecht gespalten, sondern bestand aus einer Oberthüre und einer Unterthüre. Als ich an dem Hause vorüberkam, war die Hausthüre geschlossen; der Hausvater, der im Innern stand, hatte sich mit beiden Armen darauf gestützt und rauchte aus einem irdenen Pfeifchen; neben seinem rechten Arme stand ein schwarzes Huhn. Unten an der Seite der Thüre war eine Oeffnung, die man das Hühnerloch nennt; es saß aber eben eine Katze darin und sah ruhig dem farbigen Haushahne in's Gesicht, der vor der Thüre ungeduldig und fast zornig auf- und abmarschirte und die Katze, die seinen Eingang versperrte, angrollte.

Bone.

a) Hausweihe.

Herr, o Gott, wenn Menschen bauen,
Und nicht fest auf dich vertrauen,
Wer ist Fels dem Fundament?
Wer hält Mauer und Gewänd'?
Du allein kannst sicher sagen,
Dass Gebälk und Quader tragen.

Und wenn auch die Säulen ständen,
Wie in sichern Riesenhänden,
Passte Fug' in Fug' hinein,
Würd' der Mörtel selbst zu Stein:
Und es fehlte Gottes Segen,
Müsst' der Bau Verderben hegen.

D'rum bespreng' nach West und Osten
Wand und Wölbung, Thür' und Pfosten,

Breite deine Arme aus
Ueber dieses Friedenshaus,
Dass der wilde Sturm des Bösen
Niemals mag die Ziegel lösen!

Vor den Eingang auf die Schwelle
Hütend einen Engel stelle,
Der mit blankem Gottesschwert
Allem Wahn den Zutritt wehrt;
Einen andern auf die Stufen:
Weisheit in das Haus zu rufen.

Und für uns, die drinnen weilen,
Lass' die Zeit nicht nutzlos eilen,
Oeffne Herzen und Verstand,
Streife weg der Augen Band,
Dass wir hell die Wahrheit schauen
Und mit Grund auf Gott vertrauen.

W. Herchenbach.

b) Die fromme Schwester.



Jacob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jacob zu Anna: „Komm', wir wollen im Hause etwas Gutes zu essen aufsuchen, und es uns recht wohl schmecken las-

sen." Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo uns Niemand sieht, so will ich mit dir gehen." „Nun," sagte Jacob, „so komm' mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüssel voll süssen Rahm verzehren." Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet." „So komm' mit in die Küche," sagte Jacob; „im Küchenkasten steht ein Topf voll Honig, in diesen wollen wir unser Brod eintunken." Anna sprach: „Dort sieht es die Nachbarin, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt." „So wollen wir drunten im Keller Aepfel essen," sagte Jacob. „Dort ist es so stockfinster, dass uns gewiss Niemand sieht." Anna sprach: „O mein lieber Jacob! Weisst du denn wirklich, dass uns dort Niemand sieht? Weisst du Nichts von jenem Auge dort Oben, das die Mauern durchdringt und in's Dunkle sieht?" Jacob erschrack und sagte: „Du hast Recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgends Böses thun." Anna freute sich, dass Jacob ihre Worte zu Herzen nahm und schenkte ihm ein Bild; das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf abgebildet und unten stand geschrieben:

Gib, o Gott, dass ich dein heilig Auge scheu'
Und rein vor dir von jeder Sünde sei.

Chr. Schmid.

c. Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne, und weiter Nichts im Vermögen, als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gern nach seinem Tode das Haus gehabt; dem Vater war aber einer so lieb, als der andere. Da wusste er gar nicht, wie er's machen sollte, dass er keinem zu nahe träte; verkaufen wollte er das Haus nicht, weil's von seinen Voreltern war; sonst hätte er das Geld unter sie vertheilt. Da fiel ihm ein Rath ein und er sprach zu seinen Söhnen: „Geht in die Welt und versucht euch und lerne Jeder ein Handwerk; wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben."

Dess waren die Söhne zufrieden, und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Haus zusammenkommen wollten, und zogen fort. Es traf sich auch, dass Jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er etwas Rechtschaffenes lernte. Der Schmied musste des Königs Pferde beschlagen und dachte: Nun kann dir's nicht fehlen, du bekommst das Haus.

Der Barbier rasierte auch lauter vornehme Herren und meinte auch, das Haus wäre sein. Der Fechtmeister bekam manchen Hieb, biss aber die Zähne zusammen und liess sich's nicht verdriessen, denn er dachte: Fürchtest du dich vor einem Hiebe, so bekommst du das Haus nimmermehr. Als nun die gesetzte Zeit um war, kamen sie bei ihrem Vater wieder zusammen; sie wussten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, sassen beisammen und berathschlagten. Wie sie so sassen, kam auf einmal ein Hase über's Feld daher gelaufen. „Ei," sagte der Barbier, „der kommt mir wie gerufen," nahm ein Becken und Seife, schäumte, bis der Hase in der Nähe war, dann seifte er ihn in vollem Laufe ein und rasierte ihm auch im vollen Laufe ein Stutzbärtchen, und dabei schnitt er ihn nicht und that ihm an keinem Haare weh.

„Das gefällt mir," sagte der Vater, „wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein." Es währte nicht lange, so kam ein Herr in einem Wagen dahergerennt

in vollem Jagen. „Nun sollt ihr sehen, Vater, was ich kann,“ sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riss dem Pferde, das in Einem fortjagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen wieder vier neue an. „Du bist ein ganzer Kerl,“ sprach der Vater, „du machst deine Sachen so gut, wie dein Bruder; ich weiss nicht, wem ich das Haus geben soll“.

Da sprach der Dritte: „Vater, lass' mich auch einmal gewähren,“ und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinem Kopfe, dass kein Tropfen auf ihn fiel, und als der Regen stärker wurde und endlich so stark, als ob es mit Mulden vom Himmel gösse, schwang er den Degen immer schneller, und blieb so trocken, als sässe er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: „Du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein.“

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle Drei zusammen im Hause und trieben ihr Handwerk, und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der eine krank wurde und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, dass sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen waren und sich so lieb gehabt hatten, alle Drei zusammen in Ein Grab gelegt.

d. Die Mauer.

Während des letzten Krieges geriethen die Bewohner eines einsam stehenden Bauernhofes in grosse Angst. Der Feind nahte sich mit einbrechender Nacht der Gegend. Der nächtliche Himmel wurde bald da, bald dort von Feuersbrünsten roth wie Blut. Man hörte furchtbar schiessen. Zudem war es Winter und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute fürchteten, ausgeplündert und jetzt, in der rauhesten Jahreszeit, von Haus und Hof verjagt zu werden. Nur die alte, fromme Grossmutter war getrost und guten Muthes im Vertrauen

auf Gott. Sie las ihren Kindern und Enkeln aus ihrem alten Gebetbuche ein Gebet vor, worin die Worte vorkamen: Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten.

Einer ihrer Enkel, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das sei zu viel vom lieben Gott verlangt, dass er eine Mauer um den Hof bauen solle; um solche unmögliche Dinge solle man nicht beten.

Die Grossmutter aber sprach: „Diese Worte sind nicht so buchstäblich zu nehmen. Sie wollen bloss sagen: Gott wolle uns vor den Feinden so sicher beschützen, als wäre unser Haus von einer Mauer umgeben. Wenn aber auch Gott zu unserm Schutze eine Mauer bauen wollte, meinst du denn, dass es ihm unmöglich wäre?“ —

Die Nacht ging vorüber, ohne dass sich Jemand dem Hause näherte. Alle wunderten sich, denn sie hatten doch den Lärm der vorüberziehenden Soldaten gehört. Als sie sich aber am Morgen vor die Thüre wagten, sieh! da war vor dem Hause, nach der Heerstrasse zu, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgethürmt, so dass man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Grossmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott doch eine Mauer aufgeführt, um die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Er ist gnädig und barmherzig und unendlich reich an Mitteln, uns aus jeder Noth zu erretten. Wir wollen daher nie kleinmüthig und verzagt sein.

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.

Chr. Schmid.

e. Der Bauersmann.

Wie nützlich ist der Bauersmann!
Er bauet uns das Feld!
Wer eines Bauern spotten kann,
Der ist ein schlechter Held.

Noch eh' die liebe Sonne kommt,
Geht er schon seinen Gang,
Und thut, was allen Menschen frommt,
Mit Lust und mit Gesang.

Im Schweiße seines Angesichts
Schafft er für alle Brod;
Wir hätten ohne Bauern Nichts,
Die Städter litten Noth.

Und darum sei der Bauernstand
Uns aller Ehren werth!
Denn kurz und gut, wo ist das Land,
Das nicht der Bauer nährt?

f. Der brave Bauersmann.

In dem schönen Lande Italien liegt am Flusse Etsch eine Stadt, die heißt Verona. Ueber den Fluß führte vor Jahren eine schöne Brücke, auf deren mittelstem Bogen ein Häuschen stand. In diesem Häuschen wohnte ein Mann, der den Brückenzoll von Vorübergehenden und Fahrenden einnahm und deßwegen von den Leuten kurzweg der Zöllner genannt wurde.

In einem strengen Winter war der Etschfluß dick zugefroren, und weil plötzlich starkes Thauwetter eintrat, so schmolz der Schnee in den Gebirgen, und Ströme Wassers stürzten herab und schwellten den Fluß so sehr an, daß er die Eisdecke zerbrach, ehe man sich dessen versah. Das Eis schwamm in mächtigen Stücken gegen die Brücke und riß, ehe der Zöllner mit seiner Frau und seinen Kindern flüchten konnte, hüben und drüben die Bogen darnieder, so daß er nirgends mehr einen Ausweg fand. Das Eis drang immer zerstörender und gewaltiger heran, zertrümmerte nach und

nach das feste Gemäuer der Brücke, und nach wenigen Stunden war Nichts mehr davon übrig, als der einzige Pfeiler, auf dem des Zöllners Häuschen stand. Der Unglückliche, der seinen eigenen und seiner Familie Tod vor Augen sah, jammerte mit gerungenen Händen nach Hülfe. Aber obwohl viele Menschen an beiden Ufern des Flusses standen, und auch Nachen zur Hand waren, so hatte doch Niemand den Muth, den Kahn durch die rollenden Eisschollen zu zwingen, um den verzweifelnden Zöllner mit seiner Familie zu retten.

Ein reicher Graf sprengte heran, hielt einen mit Gold gefüllten Beutel in die Höhe und rief: „Dies zur Belohnung Dem, der es wagt, die unglückliche Familie des Zöllners zu retten!" Die umstehende Menge vernahm die Worte des edeln Grafen, aber Keiner fand sich, das Wagstück zu versuchen, so lockend auch der Preis in den Ohren erklang.

Schon gab man alle Hoffnung für die Bedrängten auf: da schritt ein schlichter Landmann durch die Menge an das Ufer, löste einen Nachen, sprang hinein und zwängte mit starkem Arme und hohem Muthe den Kahn durch das krachende Eis und die rauschenden Wogen. Mit bangem Herzen schaute ihm die Menge nach, mit bangerem Herzen erwartete der Zöllner seinen Retter. Glücklich kam dieser an, aber der Nachen war viel zu klein, die ganze Familie zu fassen. Und dreimal wiederholte der Landmann sein kühnes Beginnen, dreimal fuhr er an den Pfeiler und wieder zurück, und ruhete nicht, bis ihm die edle That gelungen war.

Die Geretteten überhäuften ihn mit Danksagungen, und der Graf überreichte ihm den Beutel mit Goldstücken. Aber diesen wies der Landmann zurück. „Nicht für Geld," sagte er, „habe ich mein Leben gewagt! Schenkt es dem armen

Zöllner, der all' sein Hab und Gut verloren hat." Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er durch die Menge der Umstehenden und verschwand in der Ferne.

Lauter Beifallsruf folgte ihm nach. Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber der liebe Gott im Himmel kennt ihn und wird den schlichten Landmann segnen für seinen Edelmuth.

Nach Bürger.

g. Der gute Sohn.

Martin ging zu einem Bauern und hielt um eine Arbeit an, damit er sich Etwas verdienen könnte. „Ich will dich," sagte der Bauer, „zum Viehhüten annehmen, und dir, wenn du fleißig bist, zu essen und für den ganzen Sommer sechs Gulden geben." „Ich will recht fleißig sein," sagte Martin, „aber ich bitte dich, gieb mir im Gelde gleich alle Wochen, was ich verdiene. Ich habe zu Hause einen armen Vater; diesem möchte ich gerne alle Wochen meinen Lohn geben."

Der Bauer, dem diese kindliche Liebe überaus gefiel, willigte gerne ein, und vermehrte noch den Lohn. Und der Sohn trug alle Samstage seine Kreuzer und was er noch an Brod und Butter an seinem eigenen Munde absparen konnte, fleißig nach Hause.

Wie schön ist's, wenn ein Kind der Eltern nicht vergißt,
Und stets für ihre Lieb' durch Gegenliebe dankbar ist!

Jais.

h. An der Schmiede.

Die Schmiede, die Schmiede, die dünkt mir so schön;
Ich liebe das eilige Hammergetön!
Wie lustig die ledernen Bälge nur sausen,
Wie hastig die Flammen am Herde erbrausen!

Der eiserne Amboss, das Zangengestell,
Der stämmige Meister, der starke Gesell,
Die nervigten Fäuste, die russigen Hände,
Die Hämmer und Formen am schwarzen Gewände:

Das Alles, es deutet auf männliche Kraft,
Die, wuchtig bethätigt, nur Nützliches schafft!
Und der sich das eiserne Handwerk erlesen,
Ist nimmer ein Träumer und Schwächling gewesen.



Und schallen die Hämmer durch's schlummernde Thal,
Und recket der Meister den glühenden Stahl,
Dann deucht mir, es gehe zu Schlachten und Siegen,
Die Trommeln sie wirbeln, die Hengste sie fliegen.

Ja saus't nur, ihr Bälge in's Feuer hinein,
Die Klinge muss gut und gewichtig sein!
Und sollten die Feinde in's Vaterland fallen,
Ich will sie mit Lust um die Hüfte mir schnallen.

Du Schmiede, du lehrst mich den wuchtigen Streich,
Will schlagen und siegen für Herrgott und Reich!
Und würd' ich erschlagen und müsste ich sterben,
Das Vaterland sollte den Degen dann erben!

W. Herchenbach.

1. Der anbrechende Tag auf dem Dorfe.

Der Nachtwächter hat seinen letzten Ruf in der schon grauenden Morgendämmerung ertönen lassen und geht nun rascher als gewöhnlich seiner niedern Wohnung zu, noch spärliche Stunden des Schlafes zu finden, bevor die harte Arbeit des Tages ihn wieder aufruft. Auf den Höfen werden die Hähne rege und begrüßen sich gegenseitig durch lautes Gekrähe, das gleich einem Signalruf durch das ganze Dorf läuft. Oben, am Knopf des Kirchthurms kehrt die Eule von ihren nächtlichen Streifzügen heim in das warme Nest, dort den Tag in abgeschlossener Ruhe zu verträumen. Der Storch auf dem Dache erhebt sich aus dem hohen Dornenneste und reckt bedächtig die langen Flügel, schaut sich mit weit vorgebogenem Halse die Gegend an und verkündet durch weitschallendes Geklapper den übrigen Genossen, daß er munter sei. In den von starkem Nachtthau glitzernden und blitzenden Hecken, Büschen und Bäumen der Bauerngärten werden allmählig die kleinen Singvögel lebendig. Im Innern der Häuser, die durch kleine Gärten getrennt in langer, unregelmäßiger Reihe sich erstrecken, werden Zeichen des Erwachens sichtbar. Hier und da knarrt eine Thür, und aus dem Dunkel des Hauses tritt in Holzpantoffeln, großen, bis an die Knie reichenden Strümpfen und engen, kurzen Beinkleidern von Leinwand, ein Taglöhner heraus, reibt sich noch halb schlaftrunken mit der braunen, schwieligen Hand die Augen und schauet bedächtig umher, das Wetter zu erkunden. Am Feuer des Herdes, welches durch

die offene Thüre durchscheint, bereitet die Frau aus wenig Kaffeebohnen, Cichorien und Syrup den Morgentrank, der mit einem derben Stück Schwarzbrod das erste Frühstück bildet. Ein Postillon, der mit seinen müden Rossen langsam durch das Dorf zurückreitet, setzt das Horn an den Mund, und freudig tönt sein „Freut euch des Lebens" in den schönen Morgen hinein. Raschen Schrittes gehen die Mägde zum Brunnen, das Wasser zum Tränken der Kühe aufzuwinden und die Tröge am Brunnen zu füllen. Die Kühe kommen, eine nach der andern, leise brummend herangelaufen. Die Knechte schirren die Pferde an und spannen sie vor den Wagen. Menschen und Thiere eilen hinaus auf's Feld, und die aufgehende Sonne findet sie an ihrer Arbeit.

k. Das Häuschen im Föhrenwalde.

Ein Häuschen lag im Föhrenwald,
Kein Nachbar wohnte weit und breit;
Da kam die Nacht, der Wind blies kalt,
Der schmale Pfad war zugeschneit.

Und drinnen bei der Lampe Licht,
Die Mutter mit dem Kinde kniet;
Ihr Mund das Vater unser spricht,
Ihr Herz zum hohen Himmel zieht.

Dann löscht sie ihre Lampe aus
Und nimmt den Knaben in den Arm;
Beim Schneefall und beim Sturmgebraus
Entschlummern Kind und Mutter warm.

Sie träumen hold von Frühlingsluft,
Vom Dörflein in der Sonntagsruh'
Und wandeln unter Blumenduft
Dem fernern Kirchlein betend zu.

Doch weh'! aus ihrem bunten Traum
Schreckt sie der Jammer und das Leid:
Es brennt! Schon kohlt der Decke Saum
Und kaum zur Rettung ist noch Zeit.

Sie faßt in Angst das nackte Kind,
Ruft: Herr, o Gott, erbarm' dich sein!
Dann eilt sie durch die Gluth geschwind
In den verschneiten Wald hinein.

Die Flammen schlagen durch das Dach,
Die Funken sprühen weit umher,
Schon krachen Balken und Gefach
Und stürzen nieder, dumpf und schwer.

Noch einmal flackert hoch die Gluth,
Und glimmt dann still und stiller fort.
Zusammenbricht der Wittwe Muth,
Doch findet sie kein Klagewort.

Ihr Herzeleid ist allzugroß,
Daß Thrän' und Wort es lindern mag.
Mit ihrem Knaben auf dem Schooß
Erwartet sie den nahen Tag.

Die Sonne ging so funkelnd auf,
Und schien doch auf so herbes Weh;
Am Boden lag ein Aschenhauf'
Und rings umher der kalte Schnee.

Wohin, wohin? Ich armes Weib!
Wo Obdach finden und wo Brod?
Wer deckt des Kindes nackten Leib?
Wer rettet uns aus Leid und Noth?

Sie wanken fort durch Schnee und Eis,
Bis sich der Abenddämmer naht,
Und suchen hungrig rings im Kreis
Vergebens nach dem schmalen Pfad.

Der Leib wird starr, die Füße schwer,
Die Augenlieder fallen zu.
Die Mutter, ach, sie kann nicht mehr,
Die müde Seele lechzt nach Ruh'.

D'rum setzt sie sich am Wegesrand
Zum sichern Tode schluchzend hin:
„O Gott, wir steh'n in deiner Hand,
Das Sterben bringt uns nur Gewinn!

Schon hüllt sie sanfter Schlummer ein,
Das Knäblein lächelt mild im Traum;
Es deucht ihm, warmer Sonnenschein
Umspiele weithin Baum an Baum.

Und in den Zweigen wunderhold
Da springen Vöglein ohne Zahl;
Die Flügel sind von blankem Gold,
Sie singen lieblich durch das Thal.

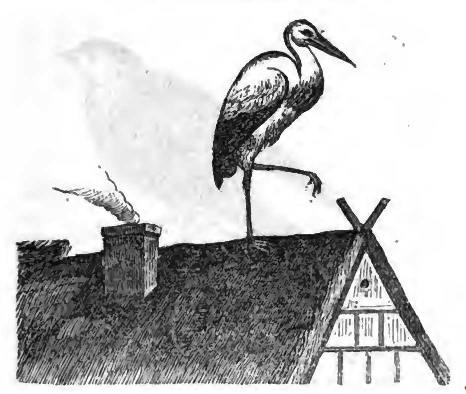
Sie singen gar so zart und fein,
Daß ihm das Herz vor Freude klopft
Und aus den matten Aeugelein
Ein Thränchen auf die Wange tropft.

Jetzt stockt der Athem allgemach,
Das kranke Herzlein klopft nur leis.
Es stirbt! — Und auch die Mutter, ach!
Sie sinket sterbend auf das Eis.

Da ging ein Rauschen durch den Wald,
Vom Himmel schoß ein heller Stern;
Zwei Engel, hehr, in Lichtgestalt,
Die trugen sie hinauf zum Herrn.

W. Herchenbach.

1. Der Storch.



Ei, wie hoch steht der Storch auf seinem Neste mit seinen langen Beinen und seinem langen Hals! Man meint, er stände auf Stelzen. Und sein Schnabel klappert beständig wie eine Mühle. Neben ihm stehen die Jungen. Ich glaube, es sind ihrer drei. Eines ist aus dem Neste auf das Pflaster gefallen, denn es konnte noch nicht fliegen. Die Jungen sind grade so weiss und schwarz wie die alten Störche. Bald werden sie gross genug sein, um mit auf die Wiese zu fliegen.

Dann holen sie sich selbst die Frösche, welche ihnen jetzt die Alten bringen. Sieh, jetzt breitet der alte Storch die Flügel aus und fliegt über das Dach weg, die Beine zieht er an den Leib, und fort geht es. Die Kinder auf der Strasse rufen ihm nach: „Storch, Storch, Steiner, mit den langen Beinen, mit den kurzen Knien; Jungfrau Marie hat ein Kind gefunden, war in Gold gebunden. Flieg' über's Bäckerhaus, hol' drei Weck' heraus, mir einen, dir einen und den Andern auch einen." Curtmann.

m. Die Schwalben.



Mutter, Mutter! uns're Schwalben —
Sieh' doch selber, Mutter, sieh'!
Junge haben sie bekommen,
Und die Alten füttern sie.

Als die lieben kleinen Schwalben
Wundervoll ihr Nest gebaut,
Hab' ich stundenlang am Fenster
Heimlich ihnen zugeschaut.

Und nachdem sie eingerichtet
Und bewohnt das kleine Haus,
Schauten sie mit klugen Augen
Gar verständig nach mir aus.

Ja, es schien, sie hätten gerne
Manches zwitschernd mir erzählt,
Und es habe sie betrübet,
Was zur Rede noch gefehlt.

Eins um's And're, wie ein Kleinod,
Hielten sie ihr Haus in Hut.
Sieh' doch, wie die kleinen Köpfchen
Streckt hervor die junge Brut!

Und die Alten, Eins um's And're,
Bringen ihnen Nahrung dar;
O, wie köstlich ist zu schauen
So ein liebes Schwalbenpaar.

Mutter, weißt du noch, wie neulich
Krank im Bett ich lag und litt?
Pflegtest mich so süß und Abends
Brachte Vater mir was mit.

Chamisso.

n. Die Rettung.

Zwei Mädchen gehen an einem Wintertage in ein benachbartes Dorf, wo die Pathe wohnt. Sie nehmen ihre Spinnrocken mit, weil sie dort spinnen wollen. Am Abend machen sie sich bei Zeiten wieder auf den Rückweg. Als sie nun auf der Höhe im Tannenwalde sind, fängt es heftig an zu schneien und zu stürmen, so dass die Kinder gar keinen Weg mehr sehen und nicht vorwärts noch rückwärts können. Da kriechen sie am Rande eines Hohlweges in eine kleine Höhle hinein, welche der Schnee über ein Tannengebüsch hinweg gewölbt hat; vorher aber stecken sie ihre beiden Kunkeln oder Spinnrocken in einander, so dass eine Stange daraus wird; dann binden sie oben ein rothes Nastüchlein daran und stellen dieses Nothzeichen auf das Dach ihres Schneehäuslein oben auf. Nun kommt die Nacht und das Schneegestöber wird immer ärger. Der Eingang zur Höhle, in welcher die Kinder sind, ist zugeschneit, und sie hören durch den Schnee hindurch den Uhu schreien und den Sturm heulen. O, wie ist es den armen Kindern da angst und bange! Aber der liebe Gott wacht ja über ihnen, und sie schlafen endlich betend ein. — Aber als am andern Morgen die Kinder nicht heimkommen, da wird den Eltern angst. Sie schicken einen Boten zur Pathe, und wie dieser wieder kommt, geht Alles, was laufen kann, mit Schaufeln

in den Wald, um die Kinder zu suchen. Da sieht man denn das rothe Fähnlein noch ein wenig aus dem Schnee hervorschauen, und die Leute kennen das Tüchlein und denken gleich: da müssen auch die Mädchen sein. In der dunkeln Schneekammer drinnen hören die Kinder das Rufen und antworten darauf; aber heraus können sie nicht. Die Männer schaufeln jetzt den Schnee weg; denn es ist Alles zugeweht und zugeschneit, und gut war's nur, dass die Tannenbäumchen das schwere Dach von Schnee tragen mochten. Die Kinder wären sonst erstickt. O wie freute sich Alles, da die Kinder gerettet waren! und wie dankte ein Jedes dem lieben Gott, der so väterlich die Kinder beschützte!

Staub.

0. Aufrichtigkeit und Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäume gezogen. Zu seiner größten Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie sein möchten. Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten und lockte den Sohn des Landmannes. Sie gingen dahin, und beraubten die Bäumchen allesammt der Früchte, ehe denn sie völlig gereift waren. Als nun der Herr des Gartens hinzutrat, und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert, und rief: „Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben!"

Diese Worte gingen dem Söhnlein des Landmannes sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: „Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe."

Da antwortete jener: „Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht, und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm nur sorgfältig verhehlen, und auf deiner Hut sein."

Aber als Gotthold, — denn so hieß der Knabe — nach Hause kam und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinauf zu sehen. Denn er dachte: „Wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen."

Jetzt trat der Vater hinzu, und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold deßgleichen. Da hüpften die Kinder herbei, und freuten sich sehr und aßen; Gotthold aber verbarg sein Antlitz und weinte bitterlich.

Da hub der Vater an und sprach: „Mein Kind, was weinest du?“ und Gotthold antwortete: „Ach, ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein anderer scheine, als ich bin, und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf, und aufhöre, mein eigener Quäler zu sein. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen; denn siehe: ich habe die jungen Bäumchen beraubt.“

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: „Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und letzte Mal sei, daß du Etwas zu verhehlen hattest; dann soll es mir nicht leid sein um die Bäumchen.“

Krummacher.

p. Die Bewohner des Hauses.

In dem Hause wohnen die Eltern mit ihren Kindern und Dienstboten. Eltern und Kinder zusammen heißen eine Familie. Söhne und Töchter sind die Kinder der Eltern. In vielen Haushaltungen hat man auch Dienstboten, als: Magd, Knecht, Geselle, Lehrjunge, Köchin, Kutscher, Bediente. In manchen Familien lebt auch noch der Großvater und die Großmutter im Hause. Oft wohnen da auch noch Verwandte, als: Onkel oder Oheim, Vetter, Tante, Base.

Es gibt Thiere, die von den Menschen im Hause gefüttert, gepflegt und gezogen werden. Man nennt diese Thiere Hausthiere. Am häufigsten trifft man Katzen und Hunde in den Wohnhäusern an. Andere Hausthiere, als: Pferde, Kühe, Ochsen, Schafe, Ziegen, Schweine u. s. w.

werden meistens nur von Landleuten gehalten. Die Hausthiere haben ihren Aufenthalt im Stalle. Landleute, welche viel Vieh besitzen, haben die Stallungen meistens in besonderen Nebengebäuden. Auch der Hund hat oft einen besondern Stall vor dem Hause. Der Viehstall ist nicht selten ein Theil des Wohnhauses; denn viele Leute haben nur ein paar Kühe, oder ein Pferd, oder gar nur ein paar Ziegen. Menschen und Thiere sind im Hause von einander abgesondert. Sie sind aber auch sehr verschieden in ihrer Gestalt und Stellung. Der Mensch hat eine schönere Gestalt als das schönste Thier. Er hat einen aufrechten Gang und eine aufrechte Stellung. Er kann darum himmelwärts blicken. Die Thiere gehen meistens gebückt und sehen ihrer Stellung nach auf die Erde. Der Mensch hat ein haarloses glattes Angesicht. Man kann ihm Freude und Leid an den Augen ansehen. Aus seinem Auge kann Freundlichkeit und Milde strahlen. Wie lieblich ist nicht das Lächeln eines Kindes, wie hold ist nicht das Auge der liebenden Mutter! Wie ernst kann der Vater das Kind ansehen, wenn es nicht folgen will! Aber kein Thier kann eine freundliche oder ernste Miene zeigen. Das Auge des Thieres ist stier und matt. Es spricht aus demselben weder Freude noch Schmerz. Der Mensch kann mit den Augen winken und sie leicht nach allen Seiten richten. Das Thier kann mit seinen Augen nicht winken. Mit den Händen kann der Mensch tausenderlei Arbeiten verrichten. Er kann damit heben, tragen, anfassen, umfassen, winken, deuten, zeigen, essen, trinken, schreiben, zeichnen, nähen u. s. f. Die Thiere haben gar keine Hände. Die Affen haben zwar Füße, welche den Händen sehr ähnlich sind; aber mit der menschlichen Hand sind sie doch kaum zu vergleichen. Was die Thiere thun wollen, das müssen

sie mit den Füßen oder mit dem Maul thun. Der Mensch kann seinen Leib und seinen Kopf leicht nach allen Seiten hin bewegen. Er kann sich frei und leicht setzen, legen, bücken, biegen, schwingen und drehen. Alle seine Glieder sind leicht beweglich und gelenkig. Er ist daher zu allen Arbeiten und Kunstverrichtungen geschickt. Kein Thier hat die leichte Beweglichkeit der Glieder, wie der Mensch. Kein Thier hat überhaupt einen so schönen Körperbau und eine so schöne Stellung und Haltung wie der Mensch.

Kinder sollen sich schon frühe an gerade Haltung des Körpers gewöhnen. Es ist nicht artig, wenn sie beim Schreiben so krumm und bucklich dasitzen. Wer beim Schreiben immer so gekrümmt sitzt, der kann leicht einseitig und bucklig werden. Besonders unartig ist es, wenn Kinder sich in fremden Häusern an die Wände lehnen. Wenn man mit Jemand spricht, so soll man gerad und aufrecht stehen.

Stütz' den Kopf nicht auf die Hände,
Halt' gerad den Leib bei'm Geh'n;
Lehne dich nicht an die Wände,
Hänge nicht den Kopf bei'm Steh'n,
Und verzerre dein Gesicht
Durch Grimassenmachen nicht!

5. Die Scheune.

Als kleiner Junge habe ich mich mehr als hundertmal in der Scheune herumgetrieben und mit meinen Freunden darin Verstecken gespielt. Desshalb kann ich mich des Gebäudes auch noch so gut erinnern, dass ich im Stande bin, eine richtige Beschreibung davon zu machen. Nur das Fundament ist gemauert; der ganze übrige Bau besteht aus Fachwerk. Vielleicht verstehst du den Ausdruck Fachwerk nicht genau; darum will ich dir die Sache erklären. Pass auf!



Der Zimmermeister schneidet eine Anzahl von starken Balken zurecht, welche so ineinandergezapft und befestigt werden, dass der fertige Bau wie ein grosser, viereckiger Vogelkäfig aussieht, welcher unten auf dem festen Mauerwerke steht. Die Zwischenräume zwischen den Balken aber sind so gross, dass ein Kalb hindurch schlüpfen könnte, also ein Vogel noch viel besser. Man stemmt desshalb in die viereckigen Zwischenräume starke, drei Finger breite Holzstücke. Dadurch werden sie allerdings sehr verengert, aber sie bleiben immer noch gross genug für Mäuse und Ratten, auch hier und dort wohl für Katzen. Auch dem muss noch abgeholfen werden. Man flechtet quer durch die aufrechtstehenden Stecken Reisig ganz dicht aufeinander, und zwar von der Fundamentmauer bis unter das Dach. Dadurch erhält die Scheune das Ansehen eines grossen viereckigen Korbes.

Nun wirst du dich wundern, was man jetzt thut, um die Wände ganz dicht zu bekommen. Man hackt Stroh ganz klein und vermengt dasselbe mit Lehm, so dass es ein dicker, steifer, gelber Brei wird. Dieses Gemengsel von Stroh und Lehm wird auswendig und inwendig gegen das Geflecht gestrichen, bis es eine glatte Wand ist. Wenn es ganz trocken gewor-

den, streicht man den Lehm weiss und die Balken schwarz an, und die Scheune, welche man während dieser Zeit mit Stroh gedeckt hat, ist beinahe fertig.

Mitten in der Vorderseite befindet sich ein grosses hölzernes Thor, durch welches ein hoher Heu- oder Roggenwagen hineinfahren kann. Wenn die Landleute eine Eule fangen können, so nageln sie dieselbe mit ausgebreiteten Flügeln auf das Scheunenthor. Das ist ein recht thörichter und schädlicher Gebrauch. Man sollte die Eulen lieber freundlich behandeln, denn sie vertilgen eine Menge Mäuse und machen sich dadurch nützlich.

Den mittlern Raum der Scheune nimmt die Tenne ein. Sie besteht aus festgestampftem Lehm, welcher so hart wird, dass man mit einem schwerbeladenen Wagen darüberfahren und Jahr auf Jahr darauf dreschen kann.

Rechts uud links von der Tenne gehen vom Boden bis unter das Dach steile, feststehende Leitern empor, auf denen man in alle Theile der Scheune klettern kann. Links von der Tenne liegen auf starken Querbalken übereinander: Gerste, Hafer, Heu; rechts Roggen, Weizen, Buchweizen, Heu; aber alles noch in den Garben, wie es vom Felde gekommen ist.

Im Winter, wenn die Knechte des Frostes wegen keine Feldarbeit mehr verrichten können, werfen sie die Fruchtgarben auf die Tenne hinab, ergreifen die Flegel und dreschen die Körner aus den Halmen. In neuerer Zeit aber hat man auch Dreschmaschinen. Ich habe das Dreschen immer gerne gehört, weil es in einem so lustigen Takte vor sich geht, dass man fast darnach tanzen kann. Wenn gedroschen wird, dann fliegt manches Körnlein von der Tenne in's Freie. Desshalb sammeln sich vor derselben die Hühner und die Spatzen und halten ein reichliches Mahl.

Wenn die Körner aus den Halmen gedroschen sind, dann sind sie noch mit Spreu vermengt; diese wird entweder durch die Handwanne oder durch die

Wannmühle entfernt, und nun hat man die schönen Körner allein und kann sie gleich zur Mühle schicken.

Die Scheune ist dem Landmann noch nützlicher, als die Wohnung; desshalb sieht man auf dem Lande häufig grosse, prächtige Scheunen und nur kleine Wohnhäuser. Viele Scheunen sind auch von Grund auf bis unter das Dach von Ziegelsteinen gemauert.

Kennst du das Gleichniss von dem reichen Manne, dem seine Scheunen zu klein wurden, und der an Stelle der alten grosse und geräumige aufführen liess?

W. Herchenbach.

a. Der Sperling.

Ein kleiner Bube wußt' einmal
Ein Nest mit sieben Spatzen,
Die saßen da den ganzen Tag
Und thäten lustig schwatzen.

Und flog die Mutter in das Feld,
Um Körnchen aufzusuchen,
Dann gab es manchmal Schlägerei
Und gräulich böses Fluchen.

Der größte war ein arger Wicht,
Er biß und kniff die Kleinen;
Der jüngste stand viel Schmerzen aus
Und durfte nicht 'mal weinen.

Da schien einmal die Sonn' so hell,
Daß sich der Nestling freute;
Er schrie in froher Lebenslust:
„Wie schön, wie schön ist's heute!“

D'rauf rief der Zänker zornig aus:
„Wer hat hier was zu schreien?
Du störst die ganze Nachbarschaft,
Doch wart', dich will ich bläuen!“

Und ging dann auf den Kleinen los
Und warf ihn aus dem Neste;
Der fiel durch einen Apfelbaum
Und schlug an alle Aeste.

Und als er auf dem Rücken lag,
Da schloß er schon die Augen;
Es blieb ihm kaum so lange Zeit,
Ein Strählchen noch zu saugen.

Der kleine Bube stand dabei
Und weinte bitt're Thränen;
Er stand, bis daß der Abend kam,
In trauervollem Sehnen.

Da schoß ein grauer Kauz herbei,
Mit langen, krummen Klauen,
Der sah die Leiche krächzend an,
Und thät zum Dache schauen.

Dann flog er auf und riß und biß
Den Aeltesten in Stücke;
Und flammte in die Nacht hinein
Mit seinem Feuerblicke.

Das Büblein aber grub ein Loch
In seinem Nelkenbeete,
Und senkte still die Leiche ein
Mit thränendem Gebete.

W. Herchenbach.

b. Die zwei Sperlinge.

In einem trockenen Mißjahre quälte der Hunger zwei Sperlinge hart; beide fühlten sich schon dem Verschmachten nahe. „Sammle noch einmal deine Kräfte, lieber Bruder," sprach der schwächste von ihnen, „fleuch umher und sieh', ob du nicht irgendwo einige Nahrung entdeckest! Ich flöge gerne mit, aber ich kann nicht mehr. Findest du Speise, so bringe mir auch etwas davon. Aber nur bald, sonst hat der Hunger mich umgebracht." Der Stärkere versprach es und flog aus. Das Glück war ihm günstig. Er sah einen Kirschbaum voll reifer Früchte. „O," rief er, „geborgen ist nun mein Freund und ich!" Er flog hinzu, kostete, fand die Kirschen vortrefflich und stillte seinen Hunger bis zum Uebermaaß. Eine Stunde verfließt, die Sonne senkt sich zum Untergange. Er will jetzt mit einigen Kirschen beladen zu seinem Freunde fliegen. „Doch nein, nein!" denkt er wieder, „noch bin ich selbst zu matt; noch will ich diese Kirsche verzehren und dann jene." So fährt

er fort; so flattert er von Ast zu Ast, bis die Dunkelheit ihn überrascht und er einschläft. Erst am Morgen erwacht er wieder und eilt nun wirklich zu seinem verlassenen Bruder. Er findet ihn auf dem Rücken liegend und todt. —

c. Wie das braune Brod entsteht.

Klipp klappe, klipp klippe, klipp klapp,
Die Garben, die goldenen, liegen im Kreise,
Die Drescher, sie singen ein lustiges Lied;
Der Taktschlag der Flegel begleitet die Weise,
Die durch das Gebälke zum Dachstuhl entflieht.
Klipp klappe, klipp klipp, klipp klapp.

Klipp klappe, klipp klipp, klipp klapp,
Die Körnlein entspringen den Hülsen der Aehre
Und ducken sich nieder im schützenden Stroh;
O wenn nur die Sonne zu Bette schon wäre,
Die hüpfenden Körner, sie wären's wohl froh!
Klipp klappe, klipp klipp, klipp klapp.

Klipp klappe, klipp klipp, klipp klapp,
Die Aehren sind leer und die Schläge fallen
Verzögert und leiser auf und ab;
Und Lied und Dreschertakt verhallen,
Weil Meisterknecht das Zeichen gab.
Klipp klapp, klipp klapp.

Rische rausche, rische rasch,
Emsig harkt man Halm und Granne,
Und die Körner liegen bloß,
Springen tanzend in der Wanne
Wie das Kind auf Mutterschooß.
Rische rausche, rische rasch.

Rische rausche, rische rasch,
Spreu und Hülse fliegt im Winde
Aus der Scheune in die Welt;
Und das reine Korn, geschwinde
Wird's in Säcken aufgestellt.

Tripp trapp, klipp klapper rum rum
Zur Mühle! Zur Mühle, das Mehl zu gewinnen;
Es klappern die Räder, es rauschet der Bach!
Wie fliegen und wiegen die Stäublein da drinnen
Dem Müller und seinen Gesellen so nach!
Tripp trapp, klipp klapper rum rum!

Schiebe schube, schiebe schum,
Das Mehl wird gebeutelt zu feinem Gestiebe,
Die Kleien, die grauen, sie bleiben allein;
Sie möchten wohl gerne durch die Löcher im Siebe,
Sie jammern und weinen: Ach, wären wir klein!
Schiebe schube, schiebe schum.

Flamme flamme flamme flamm,
Den weißen Backtrog rasch zur Stelle,
Den großen Ofen angeschürt!
Der Teig ist da, er dehnt sich schnelle,
Wie's gutem Körnerteig gebührt.
Flamme flamme flamme flamm.

Knistre knappe, knistre knapp,
Die bräunlichen Krusten, sie munden so lecker,
Viel besser, wie Torten und Zuckerbrod;
Ich lobe vor Allen den Braunbrodbäcker,
Er macht uns die Lippen und Wangen roth!
Knappe knappe, knappe knapp!

W. Herchenbach.

d. Drescherlied.

Klipp und klapp!
Dreschet auf und ab!
Hochgehäuft zum Dache
Liegt das Korn im Fache,
Und ein Schober steht
Vor der Scheun' erhöht.

Klipp und klapp!
Dreschet auf und ab!
Weizen, Gerst' und Roggen
Stand in langen Hocken,
Dass die Achse fast
Brach von Segenslast.

Klipp und klapp!
Dreschet auf und ab!
Von der Worfeldiele
Eilt das Korn zur Mühle;
Lustig huckepack
Eilet Sack auf Sack.

Klipp und klapp!
Dreschet auf und ab!
Sperling, Kräh' und Henne
Hüpft getrost zur Tenne!
G'nug hat Gott beschert,
Der die Vögel nährt!

Voss.

e. Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht.

Bäuerlein, Bäuerlein, tik, tik, tak: hast 'nen großen Hafersack, hast viel Weizen und viel Kern; Bäuerlein, hab' dich gar zu gern.

Bäuerlein, Bäuerlein, tik, tik, tak, komm' zu dir mit Sack und Pack; komm' zu dir nun, daß ich lern', wie man ausdrischt Korn und Kern.

Bäuerlein, Bäuerlein, tik, tik, tak! ei, wie ist denn der Geschmack von dem Korn und von dem Kern, daß ich's unterscheiden lern'?

Bäuerlein, Bäuerlein spricht und lacht: „Finklein, nimm dich nur in Acht, daß ich, wenn ich dresch' und klopf', dich nicht treff' auf deinen Kopf!

Komm' herein und such' und lug', bis du satt hast und genug, daß du nicht mehr hungrig bist, wenn das Korn gedroschen ist.“

Güll.

f. Sperling und Pferd.

Sp. Pferdchen, du hast die Krippe voll;
Giebst mir wohl auch einen kleinen Zoll,
Ein einziges Körnlein oder zwei;
Du wirst noch immer satt dabei.

Pf. Nimm, kecker Vogel, nur immer hin,
Genug ist für mich und dich darin.

Und sie assen zusammen, die Zwei,
Litt Keiner Mangel und Noth dabei.

Und als dann der Sommer kam so warm,
Da kam auch manch' böser Fliegenschwarm;
Doch der Sperling fing hundert auf einmal,
Da hatte das Pferd nicht Noth noch Qual.

Hey.

g. Spätzchen.

Guten Morgen, ihr fleißigen Mädlein! Habt ihr gesprochen euer Gebetlein, so gebt auch einem armen, armen Schlucker etwas von eurem Kaffee und Zucker.

Guten Tag, ihr fleißigen Mädlein, die ihr drillt und drollt euer Rädlein! Es sitzt vor dem Fenster ein alter und ein junger Spatz, die haben einen großen Hunger.

Grüß euch Gott, ihr fleißigen Mädlein, guten Appetit zu eurem Brätlein! Wir wollen euch nur kürzlich ansagen: wir haben auch einen leeren Magen.

Guten Tag, ihr fleißigen Mädlein! Ei, wie hispelt und haspelt ihr Fädlein. Wir haben wohl einen braunen Kittel, aber zum Schnippen und Schnappen keine Mittel.

Guten Abend, ihr fleißigen Mädlein! Ei, wie nädelt und fädelt ihr euer Näthlein, macht nur ein warmes Röcklein und ein Söcklein, und gebt mir ein gutes übriges Bröcklein.

Gute Nacht, ihr fleißigen Mädlein! Es dustert im Städtlein, schließt euer Lädlein und schlaft und schlummert und träumet bis morgen, dann könnt ihr wieder auf's Spätzlein horchen.

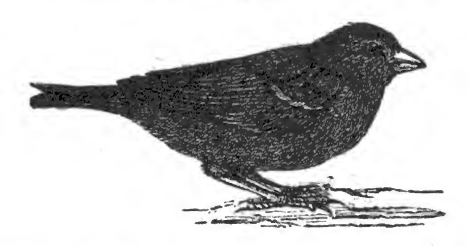
Güll.

h. Der Spatzenmichel.

Vergnügt trabt Michel die Strasse daher, denn Spatzen gefangen hatte er. Er hatte gesteckt sie in seinen Hut, auf den Kopf ihn gesetzt und gedacht: So ist's gut! Die Spatzen lärmten gewaltig da oben, doch Michel ging weiter und liess sie toben. Da kommt der Amtmann des Weges daher. Von allen Leuten im Dorfe wurde er stets höflich gegrüsset, der Grobian, der Michel, nur hatte es oft nicht gethan. Auch jetzt behält er den Hut im Gesicht und stellt sich, als säh' er den Amtmann nicht. Der Amtmann war gerade recht munter gelaunet, d'rum seinem Johann in die Ohren er raunet: „Geh' hin und sieh', ob dem albernen Tropfe der Hut ist angenagelt auf dem Kopfe!" Johann, ein lustiger, derber Gesell, geht hin zu dem gaffenden Michel schnell. „Freund Michel! Es möchte gern inwendig sehen deinen Hut der Herr Amtmann! D'rum lass' es geschehen! Zieh' ihn ab und mach' deinen Bückling geschwind!" Doch Michel stellte sich taub und blind; und als er ihn doch nicht herunter thut, da reisst ihm

Johann vom Kopfe den Hut. Husch — flogen aus ihrem Gefängniss die Spatzen. Fast wollten vor Lachen die Leute zerplatzen. Der Amtmann lacht mit. Der grobe Michel, der hiess von nun an der Spatzenmichel. Es gibt — so ist mir gemeldet worden — solche Spatzenmichel an vielen Orten.

1. Der Sperling genannt Spatz.



Wer hat wohl noch keinen Spatz gesehen? Das wäre mir ein merkwürdiger Mensch, so viel er sich auch auf seine Kenntnisse einbilden dürfte. Der Spatz gehört zu den Gassenbuben unter den Vögeln. Er sieht auch gerade so aus. In seinem dicken Kopfe stecken ein paar rothe, freche Augen, denen man sogleich ansieht, daß er sich um keinen Menschen bekümmere und daß es ihm einerlei sei, was man von ihm denke. Von Zucht und Ehrgefühl hat er gar keinen Begriff. Zu diesem dicken Kopfe paßt ganz sein plumper Schnabel und sein freches Geschrei. Er gibt sich nicht die geringste Mühe, anständig zu sprechen, sondern schreit in den Tag hinein, wie es ihm in die Gurgel kommt. Sein Anzug paßt ganz zu seinem Wesen, und Eitelkeit kann man ihm nicht vorwerfen. Er denkt nicht daran, was er anhat. Gewöhnlich trägt er eine grobe, graue Jacke, auf welcher man nicht leicht Schmutzflecke sehen kann; daher genirt ihn dieselbe auch wenig, und er treibt sich damit auf dem Miste, im Kothe, in Lachen und auf den Feldern herum. Händel hat er mit seinen Ka-

meraden alle Augenblicke, und dabei gibt es ein Geschrei, daß man es im ganzen Dorfe hört. Vor den Menschen hat er nicht die geringste Scheu und Achtung. Er drängt sich überall herbei und macht sein Nest, ohne dich lange um Erlaubniß zu fragen, zwischen den Laden und das Fenster deines Zimmers, und blickt frech herein, um zu sehen, womit du dich beschäftigst. Bei seiner Unverschämtheit treibt er die Schwalbe aus ihrem Neste und pflanzt sich mit seiner Brut hinein, die eben so unverschämt wird, wie die lieben Eltern sind. Jeder Platz ist ihm zu seinem Neste recht. Ein Palast oder eine Strohhütte, ein herrliches Denkmal von Marmor oder ein Topf, — was fragt der Spatz darnach? Das ist ihm einerlei! — Und zu dem Baue desselben kann er Alles brauchen: alte Lumpen und seidene alte Läppchen, Papierstreifen, kurze und lange Hälmchen, Fäden und Federn, Alles weiß er zu benützen. Seine Gefräßigkeit ist ein Stück von der Ewigkeit. Wann siehst du den Spatz nicht fressen? Was würde ein reicher Müssiggänger für einen solchen Magen geben! Schleckerhaft aber ist er nicht; er frißt Alles, was ihm vor den Schnabel kommt, und verdaut so herrlich und leicht, daß er von der Migräne gar keinen Begriff hat. Von Magendrücken, Magensäuren, Leibschmerzen und ängstlichen Gemüthsstimmungen weiß er nicht das Geringste. Und sein Schlaf? Von diesem will ich Nichts sagen; er möchte sonst von manchem Menschen darum beneidet werden. Ueberall hat er seine Augen, wo es etwas zu fressen oder zu naschen gibt. Hält ein Fuhrmann mit seinen Pferden vor dem Wirthshause und der Hausknecht bringt den Futtertrog, so ist auch mein Spatz schon da und holt sich seinen Theil Hafer oder Brod; mag auch der Fuhrmann darüber schimpfen, wie er will, das stört den Spatz in seinem

Appetite nicht. Kommt die Köchin mit einem Teller voll Brod, das sie mühsam in zierliche, viereckige Stückchen geschnitten hat, oder mit andern Leckerbissen, um damit ihre lieben Hühner zu füttern, so läßt der Spatz gewiß nicht auf sich warten; er kennt die Zeit genau, in welcher sie in das Hühnerhaus geht. Jagt sie ihn weg, so fliegt er kaum einen Schritt bei Seite, und man merkt ihm nicht die geringste Verlegenheit an. Kaum hat sie den Rücken gewendet, so ist er wieder da, und indem er aus Leibeskräften hineinwürgt, sagt er zu den Hühnern: „Ihr dürft nicht glauben, daß dieß Fressen für euch allein da ist! Ich will auch Etwas haben! Versteht ihr mich?" Die guten Hühner lassen sich in keinen Disput ein, sondern eilen nur, damit der Spatz mit seinen Kameraden nicht Alles erwische; aber die Köchin kehrt jammernd zu ihrer Frau zurück und klagt: „Ach! die unverschämten Spatzen fressen das Meiste. Sie lassen sich nicht fortjagen." Kaum fangen die Kirschen an, sich zu färben, so holt sich der Spatz eine Probe davon und es fällt ihm nicht ein, zu sagen: „Erlauben Sie gütigst!" Gott bewahre! Er benimmt sich, als ob die Kirschen für ihn allein gewachsen wären. Sind sie erst reif, so kennt er vom frühen Morgen bis zum späten Abend gar keine andere Beschäftigung als Kirschen zu fressen. Pfeifet, klatscht in die Hände, schreit euch die Kehle wund, macht mit Klappern einen Höllenlärm, werfet mit Steinen und Prügeln nach ihm, schießt so oft ihr wollt: das nützt euch Alles nichts. Der Spatz lacht euch nur aus und frißt seine Kirschen doch, und ist es nicht auf diesem Baume, so ist es auf einem andern, und ihr müßt froh sein, wenn ihr noch einen kleinen Rest retten könnt. Auch diesen gönnt er euch nicht einmal. Laßt nur ein Fenster offen,

wo ihr sie verwahrt, bald werdet ihr merken, daß ein Dieb da gewesen ist. Ebenso unverschämt treibt er es auf den Feldern, wenn die Frucht reif wird. Fragt nur die Bauern, die können euch Stückchen erzählen, die alle das Zuchthaus verdienten. Selbst auf ihren Kornböden können sie ihr Getreide nicht sichern; der Spatz holt sich seine Gilt selbst und das alle Tage. Vom Reisen ist er kein Freund; er bleibt im Winter da und denkt: „Ich kann mir ja mit Stehlen helfen!" Ist das nicht arg? Werdet nicht wie die Spatzen.

J. C. G. Walther.

6. Der Schuppen.

Der Schuppen befindet sich gewöhnlich mit der Scheune unter einem Dache und besteht nur aus einem einzigen Raume. Er wird dazu benutzt, um Acker- und Wirthschaftsgeräthe aus dem Wege zu stellen und vor dem Regen zu schützen. Man findet in demselben Eggen, Pflüge, Sämaschinen, Wannmühlen; an den Wänden hängen Sensen, Harken, Rechen, Karste; in den Ecken stehen Grabscheite, Schaufeln und die verschiedenartigsten andern Ackergeräthschaften.

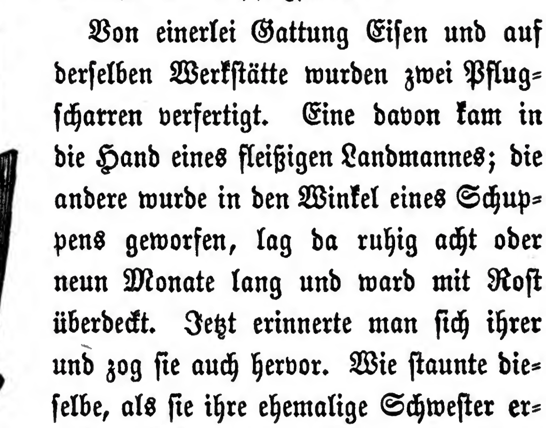
Ein guter Ackerwirth lässt seine Geräthschaften niemals ohne Noth im Felde, auf der Wiese oder im Walde; denn das Holz fault und das Eisen rostet in der Luft. Er sorgt dafür, dass mit Feierabend die gebrauchten Dinge wieder in den Schuppen kommen oder wo sie sonst hingehören. Das fordert ausserdem die Ordnung. Wenn jedes Ding seine feste Stelle hat, so kann Jedermann es leicht finden und es wird viel Arbeit und Verdruss gespart.

Ein Landwirth, welcher seine Geräthschaften im Felde lässt, wird leicht bestohlen, und wenn dieses

auch nicht der Fall ist, so verderben sie doch viel schneller, als wenn sie regelmässig unter Dach und Fach gebracht werden. Die natürliche Folge ist, dass man immer die Hände in den Taschen haben und viel Geld ausgeben muss, während der Sorgsame diese Summen spart und sein Gut mehrt.

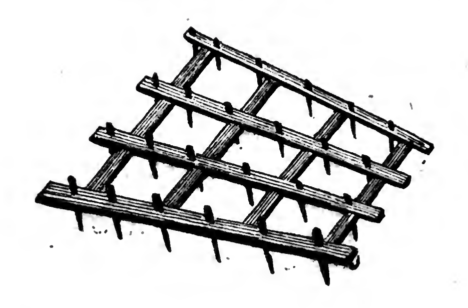
W. Herchenbach.

a. Die beiden Pflugscharren.



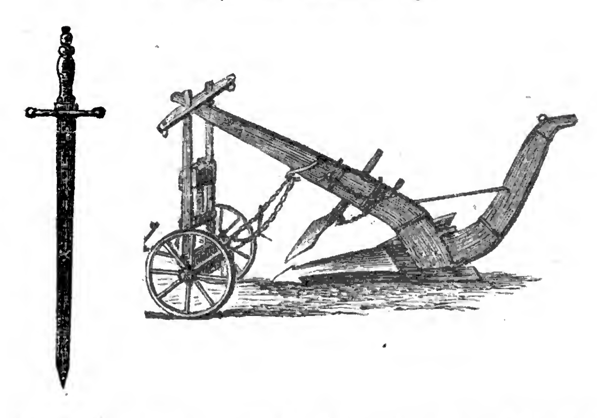
Von einerlei Gattung Eisen und auf derselben Werkstätte wurden zwei Pflugscharren verfertigt. Eine davon kam in die Hand eines fleißigen Landmannes; die andere wurde in den Winkel eines Schuppens geworfen, lag da ruhig acht oder neun Monate lang und ward mit Rost überdeckt. Jetzt erinnerte man sich ihrer und zog sie auch hervor. Wie staunte dieselbe, als sie ihre ehemalige Schwester erblickte und mit sich selbst verglich! Denn sie fand diese hell und spiegelglatt, ja fast glänzender noch, als sie anfangs gewesen war. „Wie ist das möglich?" rief die verrostete aus; „einst waren wir einander gleich. Wer hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichen Ruhe so verunstaltet worden bin?" „Eben diese Ruhe," erwiederte jene, „war dir verderblich. Mich hat Uebung und Arbeit erhalten. Ihr nur verdanke ich, daß ich dich jetzt übertreffe."

b. Die Egge.



Die Egge ist ein ziemlich einfaches Ackergeräth ohne Räder und Schleife. Sie besteht gewöhnlich aus 8 bis 10 Pfosten, von welchen jeder 4 bis 5 Fuß lang und 2 bis 4 Zoll stark ist. Diese Pfosten liegen neben einander, doch so, daß zwischen jedem ein Raum von ungefähr 3 Zoll bleibt. Je 4 bis 5 Pfosten sind durch mehrere hölzerne Querschienen mit einander verbunden, so daß also die Egge aus zwei Hauptheilen besteht, welche durch eiserne Bänder oder Ringe aneinander gehakt sind. Durch jede Pfoste sind in gleichmäßiger Entfernung 6 bis 8 starke eiserne Nägel (Zähne, Zinken) geschlagen, die oben und unten fast gleich weit — 2 bis 3 Zoll — hervorragen, und die auch häufig oben durch starken Eisendraht mit einander verbunden sind, damit kein Nagel verloren gehen kann. Vorn, in der Mitte der Egge, ist ein starker eiserner Haken angebracht, an welchem das Geschirr des Zugviehes befestigt wird. Hinten sind an die beiden äußersten Pfosten ebenfalls Haken eingeschlagen. An jedem dieser Haken ist ein 5 bis 6 Fuß langer Strick angeknüpft, dessen Ende um die äußersten Spitzen eines starken, hölzernen, 4 Fuß langen Stabes gebunden ist, welchen der Landmann ergreift, um dadurch die Egge zu heben und zu wenden, wenn er damit die Saat eineggen oder schädliches Wurzelwerk aus dem neugeackerten Felde reißen will.

c. Schwert und Pflug.



Einst war ein Graf, so geht die Mähr', der fühlte, daß er sterbe; die beiden Söhne rief er her, zu theilen Hab' und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert rief da der alte Degen; das brachten ihm die Söhne werth, da gab er seinen Segen.

„Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß, du sollst das Schwert behalten, die Berge mit dem stolzen Schloß, und aller Ehren walten.

Doch dir, nicht minder liebes Kind, dir sei der Pflug gegeben, im Thal, wo stille Hütten sind, dort magst du friedlich leben."

So starb der lebensmüde Greis, als er sein Gut vergeben; die Söhne hielten sein Geheiß treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl, dem Schlosse und dem Krieger? Was ward denn aus dem stillen Thal, was aus dem schwachen Pflüger?

O fragt nicht nach der Sage Ziel, euch künden rings die Gauen: Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel, das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit im lichten Sonnenschimmer, da wächst und reift es weit und breit, man ehrt den Pflug noch immer.

d. Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
bis an dein stilles Grab,
und weiche keinen Fingerbreit
von Gottes Wegen ab!

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
durch's Pilgerleben geh'n;
dann kannst du, sonder Furcht und Grau'n,
dem Tod in's Antlitz seh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
dir in der Hand so leicht;
dann singest du beim Wasserkrug,
als wär' dir Wein gereicht.

Dem Bösewicht wird Alles schwer,
er thue, was er thu':
das Laster treibt ihn hin und her
und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
ihm lacht kein Aehrenfeld;
er ist auf List und Trug erpicht,
und wünscht sich Nichts, als Geld.

Der Wind im Hain', das Laub am Baum,
saust ihm Entsetzen zu;
er findet, nach des Lebens Traum,
im Grabe keine Ruh'.

Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab,
und weiche keinen Fingerbreit
von Gottes Wegen ab!

Dann segnen Enkel deine Gruft
und weinen Thränen d'rauf;
und Sommerblumen, voll von Duft,
blüh'n aus den Thränen auf.

Heinrich Christoph Hölty.

7. Die Mühle.

(Eine Schilderung.)

Wie schön windet sich dieser klare Bach durch das dichte, von Blumen durchduftete, von Nachtigallen belebte Gebüsch! Ich will seinen anmuthigen Krümmungen folgen, neugierig, zu sehen, wohin sie den Wanderer führen werden. — Aber welches Geräusch schallt in mein Ohr! Hat ein Wasserfall den ebenen Lauf meines Baches unterbrochen und den stillen, plätschernden zu diesem



Brausen genöthigt, das ich immer stärker vernehme? Nein! ich sehe es, die Menschen haben den Sohn des Berges zur Dienstbarkeit gezwungen; er muss ihnen eine Mühle treiben und ihnen ihr Korn zum Brode mahlen. Seht, hier schliessen ihn statt der blumigen Ufer schon schnurgerade Mauern ein. Durch jenen hölzernen Kasten ziehend, besucht er seine Mitgefangenen, die Fische. Dort aber hemmt eine Querwand von Balken und Brettern seinen Lauf, und nur durch einzelne, von seinem Beherrscher, dem Müller, geöffnete Stellen darf er hinabspringen auf die Schaufeln des untenstehenden gewaltigen Rades, um es herumzudrehen durch sein Gewicht und durch seinen Fall. Seht! die durchsichtig grüne Fluth ist in einen sprudelnden Silberstrom verwandelt, der, Alles umher benetzend und bestäubend, sich zwischen den alterschwarzen, moosbedeckten Speichen der neuen Freiheit zudrängt, die ihm dort unten in der sonnigen Au winkt. Aber welche Bewegung, welches Ge-

töse erregt der Sprung des Baches hier in diesem Gebäude. Ich trete hinein und sehe, dass das rastlos kreisende Rad seine gewaltige Welle durch die Grundmauer des Hauses streckt und in dessen unterm Geschoss vermittelst der hölzernen Zacken eines kleinern Rades eine dicke Eisenstange, die sich in der Decke verliert, in Schwung setzt. Ich steige in das obere Stockwerk, und nun zittert der Boden unter mir vor dem Kreislaufe eines mächtigen, in diesem runden Kasten verborgenen Steines. Ich sehe die bräunlichgelbe Körnerfluth aus einem andern, schwebenden Kasten, dessen beweglicher Boden durch einen vom schwingenden Steine geschüttelten Stab in steter Bewegung gehalten wird, immer neu zufliessen. Dort ist ein drittes Behältniss, das der schüttelnde Beutel mit milchweissem Mehle füllt, während aus seinem Ende die gröbere Kleie strömt. Wie rasselt es, wie klopft es überall! Wie stäubt ein feiner Mehlstaub im ganzen Hause umher und pudert dem Müller und seinem Gesellen Gesicht und Kleider! Horch, da erschallt ein Glöckchen! Der Lehrbursch springt zu und giesst neues Korn in jenes hangende Gefäss. Zu gleicher Zeit öffnet der Geselle die Thüre des Mehlkastens und füllt jener wartenden Dirne den Sack mit dem zarten Marke des Weizens. Vor der Thüre langen eben zwei Esel mit einem neuen Vorrathe von Getreide an, und die Mahlgäste, denen sie gehören, treten grüssend in die Mühle.

Ch. F. Falkmann.

a. Die Kornmühle.

(Eine Lehrbeschreibung.)

Die Kornmühle ist eine Vorrichtung, um den Roggen und den Weizen zu den verschiedenen Zwecken des Genießens in Mehl zu verwandeln. Ihre Einrichtung ist gewöhnlich folgende. Auf einem festliegenden, eine dicke Scheibe bildenden Sandsteine (der Bodenstein) bewegt sich ein eben so gestalteter anderer Stein (der Läufer) in einer geringen Entfernung mit angemessener Schnelligkeit herum. Das Getreide fällt aus

einem über dem Läufer hangenden hölzernen Kasten (der Rumpf) durch ein Loch in der Mitte des obern Steines ununterbrochen zwischen die beiden und wird daselbst zermalmt. Das allmählig an den Rändern hervorkommende Zermalmte sammelt sich in einem faßähnlichen Behältnisse, das die Steine umgibt (die Zarge) und fällt aus diesem durch eine Seitenöffnung (das Mehlloch) in einen länglichen, abwärts geneigten, wollenen Sack (der Beutel), welcher durch einen Kasten (der Mehlkasten) und an der anderen Seite wieder herausgeht. Da dieser Sack nun durch einen daran schlagenden Stock (der Räderarm) beständig in schüttelnder Bewegung gehalten wird, so stäubt der feinere Theil des zermalmten Korns (das Mehl) in den Kasten hinein und der gröbere (die Kleie) fällt aus dem Ende des Beutels hinaus. Die Bewegung der Steine sowohl, als die des Räderarms und des Rührstocks (durch welchen der beständige Zufluß des Korns aus dem Rumpfe erhalten wird), geschieht durch ein außerhalb des Gebäudes entweder durch Wasser oder durch Wind herumgedrehtes Rad. Die Welle desselben geht durch die Mauer in den untern Stock der Mühle (die Kammkele) und setzt hier vermittelst eines Kammrades und eines Trillings eine starke, aufrecht stehende, eiserne Stange (das Mühleisen), welche durch den Bodenstein geht und an den Läufer befestigt ist, in Schwung.

Ch. F. Falkmann.

b. Gespräch zwischen zwei Müllern über Dampfmühlen.

(Sie fuhren aus der Nähe von Darmstadt nach Mainz, waren der Kälte wegen vom Wagen abgestiegen und unterhielten sich nun im Gehen.)

Philipp. Wir werden wohl das meiste Mehl nach Mainz gefahren haben.

Peter. Wie so? Weisst du etwas Besseres? Mir ist Mainz gut genug.

Philipp. Mir auch; aber wir werden bald den Mainzern nicht gut genug sein. Denk' an die Dampfmühlen! Die richten uns Alle zu Grund.

Peter. Warum nicht gar! Das ist wieder so eine Speculation, die Geld, wie Heu, kostet und wenn's an Bindriemen geht, ist's Geld ausgegangen und die Herren machen Bankerott. Ich hab' dergleichen schon mehr erlebt, Philipp. Lass' dir nicht bange sein!

Philipp. Da bist du auf einem Holzwege, Peter! An Geld fehlt's nicht, und mit den Dampfmühlen steht's richtig. Ich bin selbst in Mannheim in einer gewesen, die mahlt dir in einem Tage an zweihundert Malter Kornmehl. Du und ich bringen's kaum so hin; da wird noch kein Stäubchen genetzt.

Peter. Zweihundert Malter! Zweihundert Malter in einem Tag!! Philipp, da hat dir Einer am Rock' den Müller angesehen und dir einen Bären aufgebunden. Sei doch vernünftig! Zweihundert Malter in einem Tag, die mahlen ja wir Beide mit unsern sieben Gängen nicht!

Philipp. Da liegt ja gerade der Has' im Pfeffer. Die Dampfmühlen mahlen besser, schneller und darum auch wohlfeiler als wir. Ich hab's mit eig'nen Augen gesehen, dass ein Odenwälder Bauer mit ein paar Malter Frucht in die Dampfmühle zu Mannheim kam. Er fragt, wann er wieder kommen sollte, und erhält die Antwort: in einer Viertelstunde. Der Bauer ist wie vom Himmel gefallen, sperrt Maul und Nase auf und geht, seinen Gaul zu füttern; noch ist er damit nicht fertig, ruft ihm schon ein Müllerknecht, sein Mehl sei gemahlen. Peter, wie das zugegangen, das bring' ich nicht rund; aber wahr ist's, so wahr ich Philipp heisse. Und darum können wir bald das Wasser fliessen lassen, wohin wir wollen.

Peter. Gemach, Nachbar! Alle Stund' einen Thaler! Wozu hätte denn unser Herr Gott die Bäche gemacht? Seit Menschen-Gedenken wird in unserm Grund gemahlen, und meine Mühle hat schon mein Ur-Ur-Ur-Grossvater gehabt und die paar Dampfmühlen werfen uns auch nicht um. Meinst du, die Bauern fahren 4—6 Stunden Weges, um ihr Korn auf Dampfmühlen mahlen zu lassen? Da kennst du die Bauern schlecht.

Philipp. Wie ich sie kenne, darf nur ein Einziger einmal nach Oppenheim gefahren sein und dort in zwei Stunden das schönste Mehl um einen billigen Preis für seine Frucht erhalten haben, so machen's die andern nach, und wir können die Hände in den Schoos legen.

Peter. Sei doch nicht so verzagt! Was thut's denn, wenn auch die Bauern ihr Mehl mit dem Teufelsdampf mahlen lassen? Wir kaufen Frucht, so viel wir auftreiben können, mahlen sie zu Mehl und verkaufen das.

Philipp. Ich hätte doch geglaubt, du, als ein alter Müller und Handelsmann, hättest mehr Erfahrung, als dass du so in den Tag hinein reden könntest.

Peter. Nun so krame du deine Weisheit aus! Du glaubst allezeit, deine Eier hätten zwei Dotter.

Philipp. Gib nur einmal Acht, Peter! Das Ding ist dir so klar, wie zweimal zwei vier ist. Dampfmühlen sind da und es gibt deren noch mehr. Sie mahlen das Mehl besser, schneller und wohlfeiler als wir. Still dürfen die Mühlen bei

dem ungeheuren Kapitale, das sie kosten, nicht stehen. Was thun die Dampfmüller? Wenn sie nicht fremdes Korn zu mahlen haben, dann mahlen sie eigenes. Das kaufen sie, kaufen's in Menge, und scheuen auch nicht, in dem ganzen Lande herumzugehen, um's aufzutreiben. Der Bauer muss sich gut dabei stehen. Aber unser Frucht- und Mehlhandel bekommt einen Stoss, so gewaltig, dass er nimmermehr auf die Beine kommt. Peter, Peter, mir ahnt's, die Dinge gestalten sich so, dass wir nicht ermessen, was die Dampfmühlen für Folgen haben werden. Bedenk' z. B. nur das Eine, dass durch die Dampfmühlen ein Mehl bereitet wird, welches, gehörig verpackt und gelagert, sich Jahre lang, ohne an seiner Güte zu verlieren, aufbewahren lässt. Peter, ich sag's noch einmal, die Dampfmüller netzen nicht und versenden 400—500 Fässer Mehl auf einmal.

Peter (sich hinter den Ohren kratzend). So schlimm wird's doch nicht werden. Unser Herr Pfarrer hat neulich vom Dampf gepredigt, „der eine kleine Zeit währet, nachher aber verschwindet". Das war mir Wasser auf meine Mühle. Und so wird's auch gehen mit den Dampfmühlen.

Philipp. Wenn du denn nicht anders willst, so bleib' auf deinen eilf Augen. Du bedenkst aber nicht, dass in Amerika und in England schon Jahre lang Dampfmühlen gehen; die kommen dir mit jedem Jahre besser in Flor, und man befindet sich allenthalben wohl dabei.

Peter. Da gibt's also auch keine Mahltheuerung?

Philipp. Nein; die Steinkohlen müssten denn rar werden. Und wenn das eintreffen sollte, da hat der nimmer rastende Verstand des Menschen gewiss schon ein Ersatzmittel gefunden.

Peter. Nun, was machen wir denn, wenn das Alles wahr ist?

Philipp. Wir mahlen in Gottes Namen fort, so lang es geht. Können wir nicht mehr mit Ehren als Müller bestehen, das, so Gott will, nicht so auf einmal kommen wird, dann sehen wir oder unsere Kinder sich nach etwas Anderm um. Der Bach ist und bleibt eine Wohlthat, und mit dem Wasser lassen sich Wunderdinge thun. Und wenn Alles fehlschlägt, werden wir Bauern oder gar selbst Dampfmüller.

Peter. Das werd' ich nun und nimmermehr. Lieber wandere ich nach Amerika aus!

Philipp. Bleib' im Land' und nähr' dich redlich! Die Dampfmühlen findest du auch in Amerika, wie du vorhin gehört hast. Sei nur vernünftig, Peter! Schick' dich in die Zeit und thu' das Deine; für das Andere lass' den Himmel sorgen. Und nun komm', lass' uns wieder auf den Wagen steigen und die Pferde antreiben, wir kommen sonst zu spät nach Haus.

Fr. Ritsert.

c. Seelengrösse einer Magd.

Ein Müller in Franken hörte des Abends seinen Hund, der gewöhnlich angelegt war, mit der Kette durch's Haus rasseln und befahl seiner Magd, ihn wieder anzuketten. Kaum war sie aus der Stube getreten, als sie vom Hunde angefallen und durch einige Bisse verwundet wurde. Auf ihr Geschrei wollte der Müller mit den Seinigen zu Hülfe eilen; sogleich aber fasste sie sich, riss die Thüre zu und rief: „Bleibt, bleibt! der Hund ist toll! Ich bin schon gebissen und will ihn allein anlegen.“ Sie schleppte ihn mit sich fort und empfing noch einige Wunden, ohne ihn loszulassen. Sie band ihn an, und so wurde er getödtet. Der Müller eilte sogleich zu einem Arzte; die Wunden der armen Magd aber waren zu zahlreich, als dass man hätte hoffen können, das Eindringen des Wuthgiftes ganz zu hindern. Sie selbst gab sogleich alle Hoffnung auf, ging ruhig in ihre Kammer, warnte noch Jedermann, ihr, wenn die schrecklichen Wirkungen des Giftes sich äussern sollten, zu nahe zu kommen, und erwartete nun mit Ergebung ihr Schicksal. Nach einigen Tagen zeigten sich die ersten Anfälle; aber ohne dass diese zu einem allzu heftigen Ausbruch kamen, gab sie, von allen edlen Menschen bewundert und beweint, ihren Geist auf.

d. Sonntag in der Mühle.

Da unten im Thale am Bach,
Da klappern die Räder so laut,
Sie laufen sich immerfort nach,
So oft man auch luget und schaut.

Der mehlige Müllerbursch singt
Mit fröhlichem Muthe darein,
Das emsige Kammrad, es schwingt
Im lustigen Wirbel den Stein.

Die Thüren und Pfosten sind weiß
Vom staubigen Mehle besprengt;
Der Müller sieht aus wie ein Greis,
Mit silbernen Locken behängt.

Am Sonntag aber dann steh'n
Die Räder in heiliger Ruh,
Und Müller und Müllerbursch geh'n
Der fernen Kapelle zu.

Dann geh'n sie in kohlschwarzem Kleid,
Die Seele zum Beten gestimmt;
Dem Herrn ist der Sonntag geweiht
Der das Klappern der Mühle vernimmt.

W. Herchenbach.

e. Die Mühlen.



In der Mühle wird Getreide zu Mehl gemahlen. Die Körner werden zwischen zwei großen, runden Steinen zermalmt. Der untere Stein liegt fest, der obere dreht sich. Wie wird aber der schwere Stein gedreht? Es gibt Windmühlen, Wassermühlen, Dampfmühlen und Roßmühlen. Eine Windmühle hat vier große Flügel; sie steht frei, gewöhnlich auf einem Hügel, und ihre Flügel sind immer gegen

den Wind gekehrt. Der Wind stößt auf die Flügel, daß sie sich herumdrehen, dadurch werden die Räder der Mühle in Bewegung gesetzt und ein's davon dreht den Stein herum. Sobald der Wind sich legt, bleibt die Mühle stehen, und der Müller kann nicht mehr mahlen. Die Wassermühle wird vom Wasser getrieben. Das Wasser treibt ein großes Rad und dieses bewegt die andern Räder. Wodurch werden die Dampfmühlen und die Roßmühlen in Bewegung gesetzt? Es ist sehr gut, daß man mehr als eine Art Mühlen hat. Die Wassermühlen können nicht immer mahlen; denn im Winter hindert manchmal das Eis, und im Sommer ist zuweilen der kleine Bach ausgetrocknet, oder das Flüßchen hat nicht genug Wasser, um das große Rad zu treiben. Für die Windmühlen ist es schlimm, wenn der Wind nicht geht. Gibt es nun in einer Gegend verschiedene Mühlen, so kann man zu jeder Zeit sein Korn oder seinen Weizen mahlen lassen. Nicht auf allen Mühlen wird Getreide gemahlen. Man hat auch Oelmühlen, Gypsmühlen, Papiermühlen, Pulvermühlen und Sägemühlen. —

f. Sparsamkeit ist nicht Geiz.

Zwei Männer aus einem Dorfe, das kurz nach der Ernte mit den eben eingescheuerten Feldfrüchten durch eine Feuersbrunst gänzlich eingeäschert worden war, gingen in der benachbarten Gegend umher, um für die unglückliche Gemeinde eine Beisteuer zu sammeln. An einem Morgen kamen sie auf einen großen Bauernhof. Sie fanden den Eigenthümer desselben vor einem Stalle und hörten, wie er einem Knechte es ernstlich verwies, daß er die Pflugleine über Nacht im Regen gelassen und nicht in's Trockene

gebracht hatte. O weh! sagte einer zum andern, der Mann ist geizig; hier wird es nicht viel geben. Sie gingen dennoch zu dem Manne und trugen ihm ihr Anliegen vor. Er führte sie in's Haus, ließ ihnen ein Frühstück vorsetzen, gab ihnen ein ansehnliches Geschenk an Geld und versprach noch, der verunglückten Gemeinde mehrere Scheffel Saatkorn zu schicken. Sie verwunderten sich über seine Wohlthätigkeit, und gestanden es ihm offenherzig, daß sie ihn für geizig gehalten, weil er dem Knechte wegen einer Kleinigkeit einen so scharfen Verweis gegeben hätte.

Liebe Freunde, war seine Antwort, eben dadurch, daß ich sparsam bin und das Meinige jederzeit sorgfältig zu Rath halte, wird es mir möglich, einem Nothleidenden etwas mittheilen zu können.

8. Der Stall.

Unser Stall ist ziemlich kunstlos gebaut. Es sind nur gelbe Lehmwände, in welchen man die schwarz angestrichenen Holzbalken sehen kann. Auf der Seite nach dem Hause ist eine Thüre, durch welche die Mägde ihren Eingang nehmen; nach dem Hofe zu aber befindet sich ein Thor, durch welches die Kühe und Ochsen, Rinder und Kälber, in's Freie gelangen. Der ganze Stall ist in zwei Theile getheilt und zwar so, dass die Kühe mit den Schwänzen gegeneinanderstehen. Zwischen den beiden Reihen hindurch geht ein breiter Gang für die Mägde, welcher stets recht sauber gehalten werden muss.

Vor den Kühen her laufen lange Tröge, welche in so viele Abtheilungen geschieden sind, als der Stall Kühe beherbergt. Sowohl die Kühe, als auch die Ochsen sind mit eisernen Ketten an die Tröge befestigt, so dass sie ihre Köpfe nur in einem kleinen Raume bewegen können.

Unter den Kühen liegt Stroh gestreut, welches von Zeit zu Zeit erneuert werden muss, damit es nicht allzu unsauber wird. Aus diesem Stroh wird Mist, den man als Dünger verwendet. Die Rinder und die Kälber sind von dem Grossvieh durch eine Bretterwand abgesondert. Ueber dem Stalle ist der Futterboden; er ist so eingerichtet, dass man durch verschiedene Oeffnungen das Futter direct in die Tröge schütten kann. Aus dem Kuhstall geht eine Thüre in den Pferde- und eine andere in den Schweinestall.

W. Herchenbach.

a. Das Pferd.

Das Pferd gehört zu den schönsten und verständigsten Thieren. Seine Sinneswerkzeuge sind sehr vollkommen ausgebildet und daher schärfer, als bei vielen andern Thieren. Die Haut ist glatt, ohne Falten und Warzen, mit schlichtem, straff anliegendem Haar bekleidet und der Sitz sehr feinen Gefühls. Die geringste Berührung wird empfunden und verursacht schnelles Zucken der Haut. Die Augen stehen nicht in der Ebene des Gesichtskreises, sondern ziemlich weit nach hinten, sind aber so scharf, dass das Pferd selbst des Nachts gut damit sieht, obgleich es kein eigentliches Nachtthier ist. Die Ohren sind ansehnlich gross und sehr beweglich, bemerken das geringste Geräusch und übertreffen vielleicht das Gesicht noch an Schärfe. Wie durch's Gehör, so suchen sie auch durch den Geruch Vorgänge oder Dinge zu erforschen, die ihr Misstrauen erwecken, was auf scharfen Riechsinn schliessen lässt und durch den Bau der grossen Nasenlöcher und Nasenmuscheln bestätigt wird. Die breite und bewegliche Oberlippe scheint häufig die Stelle eines Tastorgans zu vertreten und dient mindestens stets zum Erfassen des Futters. Der Geschmack des Pferdes ist so fein, dass es die geringste unangenehme Beimischung des Futters wahrnimmt und dasselbe unberührt lässt. Seine Stimme ist auffallend stark; der Grund hievon liegt darin, dass der Kehlkopf zwischen seinen Knorpeln drei zur Verstärkung des Lautes dienende Höhlen einschliesst.

Wie die Sinne, so sind auch die Seelenkräfte des Pferdes sehr entwickelt. Man kann sie daher auch trefflich abrichten, selbst zu allerlei Kunststücken. Auf Jahrmärkten sieht man zuweilen kleine Pferdchen, welche vorgelegte Fragen durch Nicken oder Schütteln mit dem Kopfe beantworten, durch Stampfen mit einem Vorderfusse nach einer vorgehaltenen Uhr die Zeit bezeichnen, die Zahl der Personen angeben, welche sich in einer Gesellschaft befinden, den Bajazzo verfolgen und immerfort in den ausgestopften Buckel beissen, auf's Wort sich krank und todt stellen, aber aufspringen, sobald vom Abholen durch den Abdecker die Rede ist.



Wie verständig Pferde in vorkommenden Fällen zu handeln vermögen, beweisen folgende Erzählungen.

An einem Apriltage stieg die Elbe so hoch, dass eine als Weideplatz benutzte Insel derselben plötzlich unter Wasser gesetzt wurde. Die Pferde zogen sich, da sie sich von dem immer zunehmenden Wasser gefährdet sahen, nach der höchsten Stelle der Insel zurück. Hier bildeten sie einen Kreis, und je zwei alte Pferde drängten sich so aneinander, dass das zwischen ihnen befindliche Füllen aus dem Wasser gehoben ward. In dieser

Stellung blieb die Heerde sechs Stunden lang, bis das Wasser sich verlaufen hatte.

Ein Freund des Professor Krüger in Halle ritt des Nachts auf seinem Pferde durch einen Wald nach Hause. Er stiess unversehens an einen über den Weg hangenden Baumast und stürzte, da er sehr schnell ritt, vom Pferde herab. Dieses blieb nicht nur sogleich stehen, sondern kehrte auch nach dem Orte zurück, von wo sein Herr hergekommen war, und als es das Haus verschlossen fand, in dem der Reiter kurz zuvor gewesen war, pochte es so lange an die Thür, bis die Leute darin wach wurden und aufmachten. Als diese nun das Pferd ohne Reiter sahen, eilten sie mit demselben auf dem Wege fort, auf dem sein Herr nach Hause geritten sein musste, und kamen unter Leitung des Thieres auch an die Stelle, wo es denselben verloren hatte.

A. Lüben.

b. Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein? —

Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sei? Rede; ich nehme Lehre an, sprach der gute Gott und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren, und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

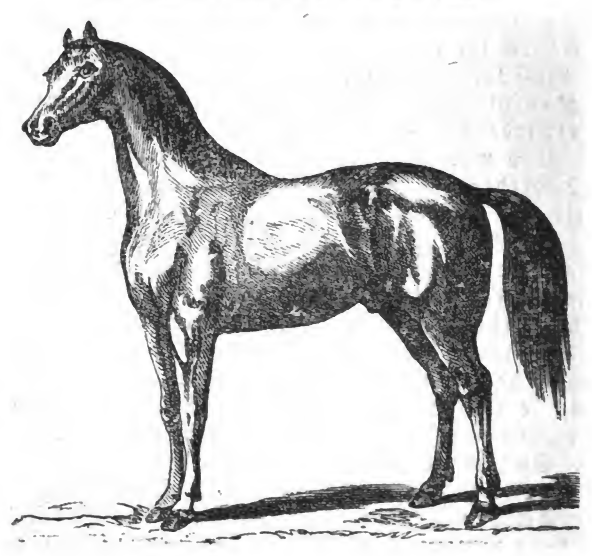
Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

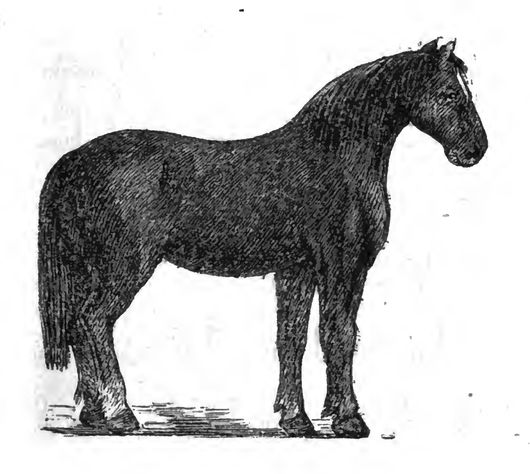
Geh, fuhr Zeus fort; diesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

Lessing.

c. Kutschpferd und Ackergaul.



Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Felde zieh'n
Und wiehert stolz herab auf ihn.
Wann, sprach es, und begann sich schön zu heben,
Wann kannst du dir ein solches Anseh'n geben?
Und wann bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und lass mich ruhig pflügen,
Denn baut' ich nicht mit Fleiss das Feld,
Wie würdest du den Hafer kriegen,
Der dich so frisch und stolz erhält?



d. Das treue Ross.

Ich hab' mein Ross verloren,
Mein apfelgraues Ross,
Es war so treu im Leben,
Kein treueres kann es geben
Im ganzen Zug und Tross.

Und als es wollte sterben,
Da blickt' es mich noch an,
Als spräch's mit seinen Mienen:
Kann dir nicht weiter dienen,
Ade, mein Reitersmann!

Und als es war gestorben,
Da grub ich's ehrlich ein
Wohl unter grünen Matten
In eines Lindenbaum's Schatten
Das soll sein Denkmal sein.

Da sitzen die kleinen Vögel
Und halten das Todtenamt;
Ihr braucht nicht erst zu lesen,
Wie treu mein Ross gewesen,
Sie singen's insgesammt.

Hoffmann von Fallersleben.

e. Hund und Kuh.

Ein Spitz hielt Mittagsruh' auf einem weichen Bunde von Grummet. Eine Kuh schlich hungrig sich hinzu. Kaum zeigt sie sich dem Hunde, so bellt er wild sie an und wehrt ihr, sich zu nah'n. „Das Heu kann dich nicht nähren," sprach sie voll Traurigkeit, „und mir willst du es wehren?" Wie hässlich ist der Neid!

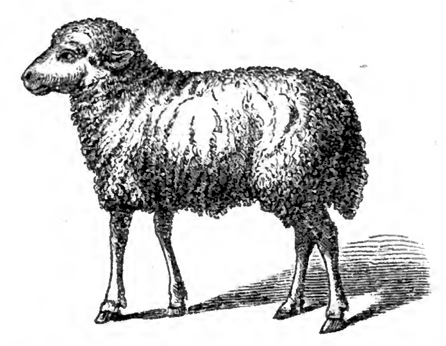
Pfeffel.

f. Das Schaf.

Ihr Schäflein, hinunter von sonniger Höh',
Der Tag ging schon unter, für heut' ade!
So treibt sie der Schäfer mit fröhlichem Sinn
Am dämmernden Abend zur Heimath hin.

Pustkuchen.

Das Feld mit seinen nahrhaften Kräutern und Gräsern hat sie reichlich gesättigt. Nun wandern sie, von dem Hirten und dessen Gehülfen, dem Hunde, geleitet in die Heimath, und das Blöcken der



Lämmer und das liebliche Geläut ihrer Glöcklein mischt sich mit der Abendglocke Tönen und dem Sange der Vögel. Voran schreitet der Widder mit seinen gewundenen Hörnern. Der Born mit kühlendem Wasser ladet sie ein zum labenden Trunk, dann ruft sie die Stille der Nacht zur Ruhe. Doch wehe ihnen, wenn der hungrige Wolf ihre Wohnung erschleicht — sie fallen ihm wehrlos zum Opfer; oder wenn die entfesselte Gewalt des Feuers ihr Obdach zerstört — sie kommen rettungslos um; denn keine Waffe zur Vertheidigung ist ihnen verliehen, und anstatt zu fliehen, würden sie unbedachtsam der Gefahr sogar entgegenlaufen. Keines von ihnen sucht durch schleunige Flucht sich zu retten; die Heerde bewegt sich und drängt und läuft, und kein Stück weiß, warum, noch wohin! Alle drängen sich zum Ersticken zusammen, und wenn ein Schaf in die Flammen springt, so folgen ihm alle übrigen nach. Trotz der den Schafen eigenen Stumpfheit kennt jedoch eine Schafmutter ihr Junges selbst an seiner Stimme unter hunderten heraus. Ihre Schwäche und Hülfsbedürftigkeit sind die Ursache, warum sie der Mensch mehr als jedes andere Hausthier pflegen muß. Er führt sie auf die Weide und wählt vorsichtig ihre Nahrung aus. Besonders hütet er sie vor dem Genuß des jungen Klee's, welcher nicht selten ganzen Heerden den Tod zuzieht. Er führt sie zur Tränke und läßt sie zuweilen Salz lecken; bei nasser oder kalter Witterung treibt er sie in einen bedeckten warmen Stall, bei großer Hitze dagegen sucht er ihnen einen schattigen Zufluchtsort aus. Der Mensch weiß recht wohl, wie dankbar das Schaf seine Pflege belohnt. Es läßt sich von ihm ohne Sträuben seine gekräuselte Wolle abschneiden, damit er sich wärmende Kleider daraus bereiten könne. Manche Länder sind vorzüglich für das Gedeihen der Schafe geeignet und dort tragen sie die feinste Wolle. Namentlich zeichnen sich die spanischen Schafe, Merinos genannt, und nächst ihnen die englischen durch Feinheit der Wolle aus. Gute Pflege und fast ununterbrochener Aufenthalt im Freien tragen

sehr viel dazu bei. Am wenigsten geschätzt ist die Wolle der Schafe in sandigen Haidegegenden, wie z. B. in der Lüneburger Haide. Hat es nun genugsam mit seiner Wolle gedient, dann muß es sein Fleisch hergeben, und sein Fell liefert uns warme Pelze, seine Haut Beinkleider und Handschuhe; aus seinen Därmen macht man Saiten, aus seinen Hufen und Knochen siedet man Leim und aus seinem Fett macht man Talglichte. Manche ausländische Schafe haben einen bedeutenden Vorrath von Talg in ihrem Schwanze, wie z. B. das breitschwänzige Schaf in den russischen Steppen, von welchem die bekannten Krimmer Felle herkommen, und das langschwänzige Schaf in Nordafrika. Am bedeutendsten ist aber die Schafzucht in der gemäßigten Zone. Hier kann es seine Wolle während des Sommers wohl entbehren, damit es den Menschen für den Winter mit wärmenden Kleidern versorge. Im hohen Norden braucht es seinen warmen Pelz selbst, und im Süden sehnt sich Niemand nach ihm, weil dort der Baumwollenstrauch und das Gespinnst der Seidenraupe die erwünschten kühlenden Stoffe zur Bekleidung gewähren.

Grosse und Lange.

g. Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren Vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mildern.

Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?“ —

„O nein,“ sagte das Schaf; „ich will Nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.“

„Oder,“ fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?“

„Ach!“ versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset.“ —

„Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.“

„Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, wie der Bock.“

„Und gleichwohl,“ sprach Zeus,“ mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere dir zu schaden hüten sollen.“

„Müßt' ich das!“ seufzte das Schaf. „O so laß mich,

gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund' an, zu klagen. Lessing.

h. Die Ziege.



Woher kommt es wohl, dass bei uns im Flachlande die Ziegen lange nicht so munter und lustig sind, als im Gebirge? Weil dort ihre Heimath ist. Da solltest du sie einmal sehen, wie muthvoll sie von einem Felsen zum andern springen und wie sie die steilsten Ränder erklimmen, um von dem kostbaren Alpenkraute zu kosten. Dort in der lieben Heimath haben ihre glänzenden Haare, ihre schmucken Bärte, ihre herausfordernden Hörner ein doppelt schönes Ansehen. Doch hat die Ziege auch bei uns das Springen noch nicht verlernt. Pass' nur auf, wie gewandt sie über den Zaun zu kommen weiss. Dort hat sie Rosenblätter gesehen, die schmecken ihr köstlich. Sie frisst zwar Gras und namentlich Laub mit grossem Appetit, aber wenn sie etwas Feineres bekommen kann, nascht sie herzlich gern. Vor Johanni darf man sie aber nicht so viel junges Laub fressen lassen, weil ihr das Zuviel leicht den Tod zuziehen kann. Getreide, Brod und wilde Kastanien gehören zu ihren Lieblingsspeisen.

Wenn sie dazu noch alle Tage ein paar Mal laues Wasser zu trinken bekommt, worin etwas Salz, Kleie, Schrot, geschnittene Rüben und Kartoffeln sich befinden, dann ist sie ganz zufrieden. Vielleicht hast du dich schon gewundert, dass die Ziege nach der Mahlzeit, ruhig liegend, noch lange Zeit kaut. Das kommt daher, weil sie, wie alle zweihufigen Thiere, vier Magen hat. Der erste und grösste, Wanst oder Pansen genannt, vielleicht auch der zweite, welcher die Haube oder der Netzmagen genannt wird und der kleinste ist, nehmen die Speisen ungekaut auf und stossen sie dann in den Mund zurück, der sie nun erst gehörig kaut und zum zweiten Male verschluckt. Darauf gehen die Speisen in den dritten Magen, welcher Blättermagen, Buch oder Psalter heisst, so genannt von den Falten, die er bildet. Von hier gehen die Speisen endlich in den Labmagen, wo die eigentliche Verdauung vor sich geht. Dasselbe kannst du auch an den Hirschen, Rehen, Rindern, Schafen, Kameelen, Rennthieren und Gemsen bemerken. Wenn die Ziege gut gehalten wird, so schliesst sie sich dankbar an den Menschen an. Sie ist ein gar reinliches Thier und will ihr Lager immer hübsch sauber und trocken haben. Dafür giebt sie eine sehr wohlschmeckende, nahrhafte und gesunde Milch, aus welcher Butter und Käse bereitet wird. Das junge Ziegenfleisch gibt einen köstlichen Braten und ist in gebirgigen Gegenden ein Hauptnahrungsmittel. Aus dem Talg der Ziege werden Lichter gemacht. Der Gerber reinigt das Fell von Fett und Haaren, und der Handschuhmacher macht gar feine Handschuhe daraus. Das Pergament in deiner Schreibtafel ist auch aus Ziegenfell bereitet. In den Hochebenen Asien's, in Tibet, leben Verwandte unserer Ziege, die Kaschmirziegen, die von den Bewohnern des Landes in Heerden gehalten werden. Sie haben gerade, spiralförmig gewundene Hörner, breite und hängende Ohren, und zwischen ihren seidenartigen, langen, grauen und weissen Haaren befindet sich eine äusserst weiche und feine Grundwolle, aus welcher die schönen und kostbaren Kaschmir-Shawls gewebt werden. In Europa kostet ein solcher 50—300 Thaler, und das

ist noch nicht der beste; die besten kosten 500—1000 Thaler und noch mehr. Obwohl sie dauerhafter und wärmender sind, als andere Zeuge, so sind sie, trotz ihrer Grösse, doch von solcher Feinheit, dass man sie durch einen Fingerring ziehen kann. Eine andere Verwandte unserer Ziege ist die Angora- oder Kameelziege, welche man in der Umgegend von Angora, einer Stadt Kleinasien's, ihres Haares wegen ebenfalls in grossen Heerden hält. Die Haare sind äusserst weich, seidenartig und sehr lang. Sie werden jährlich zwei Mal abgeschoren und gesponnen und heissen dann Kameelgarn, fälschlicher Weise auch Kämelgarn. Man benutzt es als türkisches Garn zum Nähen und webt daraus ein sehr geschätztes Zeug, Kamelott genannt. Während die als Hausthiere gehaltenen Ziegen von dem Willen des Menschen abhängen, der sie pflegt und benützt, führen ihre Verwandten, die Gazellen und Gemsen, ein Leben in voller Freiheit auf den Gipfeln der Berge. Dort ist ihre Heimath, dort trägt sie ihr gewandter Fuss über die steilsten Felsenabhänge zu den würzigsten Alpenkräutern, die kein menschlicher Arm mehr erreicht. Wo gibt es in der Natur einen Raum, wo nicht der gütige Gott seinen Geschöpfen den Tisch gedeckt hätte!

Grosse und Langer.

1. Die alte Ziege und ihre Böckchen.

Eine alte Ziege hatte zwei junge Böckchen. Kinderchen! sagte sie einmal zu diesen, ich weiß eine Hecke mit köstlichen Holunderblättern; aber sie ist weit, weit von hier, und ihr könnt nicht mitgehen; doch sollt ihr darum nicht zu kurz kommen. Jedem von euch bring' ich zwei frische Zweige mit, wenn ihr brav seid. Aber springt mir ja nicht außen herum, und macht auch die Thür nicht auf, wenn etwas Unbekanntes herein will! Der Wolf schleicht seit etlichen Tagen wieder in der Gegend herum, und so ein Paar fette Dingerchen, wie ihr seid, wäre ein wahrer Leckerbissen für ihn. — Wir wollen gewiß schön im Stalle bleiben und die Thür nicht aufmachen, bis du wieder-

kommst, lieb Mütterchen! sprachen die Böckchen, und riegelten von innen zu, als die Mutter hinaus war. Kaum aber war sie eine Viertelstunde fort, da kam schon etwas vor die Stallthür und rief im Tone der Mutter: Macht auf, ihr Herzchen, macht auf! — I, die Mutter, die Mutter kommt schon wieder! jubelte eines der Böckchen und wollte sogleich die Thür öffnen. Halt! sagte das andere, das war die freundliche Stimme unserer lieben Mutter nicht! Zugleich sah es durch ein kleines Loch der Thür und bemerkte, daß es der Wolf war. Beide erschracken sehr. Wir machen nicht auf, riefen sie, Mutter hat es verboten! — Das ist wohl wahr, sagte der Wolf; aber Mutter schickt mich her: ich soll euch etwas bringen. — Ei, versetzten die Böckchen, Mutter schickt keinen Wolf, und was der bringt, wollen wir nicht! Da wurde der Wolf zornig, fing fürchterlich an zu heulen und sprang mit beiden Vorderfüßen gegen die Thür. Aufgemacht, sogleich auf! oder ich breche mit Gewalt ein und reiße euch beide in Stücke. Wißt, daß es nichts Beleidigenderes für mich gibt, als Mißtrauen! — Ach! da bebten die armen Thierchen wie Espenlaub. O Mutter, o Mutter! wir sind verloren, wir sehen dich nicht mehr! riefen sie jammernd aus.

In dem Augenblicke fiel ein Donnerschlag, der sie ganz betäubte. Zu ihrem Troste aber hörten sie gleich darauf das Röcheln des Wolfes. Ein Flintenschuß des nahe dabei wohnenden Jägers hatte ihn zu Boden gestreckt, und zu ihrer Freude sahen sie durch die kleine Oeffnung, wie er ihn am Schwanze nahm und fortzog; aber eine Lache Blutes blieb vor der Stallthür zurück. — Kurz darauf kam die Mutter nach Hause. Sie hatte das Maul voll frischer Holunderzweige, und freute sich im Voraus, wie ihre Böckchen die Blätter würden herabkläubeln. Wie sehr erschrack sie aber, als sie von ferne das Blut vor der Stallthür sah! Ach, meine Kinderchen, meine armen Kinderchen! hub sie an zu schreien und ließ den Holunder fallen. — Die Böckchen aber riefen ihr freundlich entgegen: Kommst du, Mütterchen! kommst du? und sogleich machten sie den Stall auf. Die alte Ziege trat taumelnd vor Freude und Schrecken herein. Kinder, Kinder! sagte

sie, wo kommt das Blut vor dem Stalle her? Ich glaubte, der Wolf habe euch erwürgt. — Die Böckchen erzählten nun Alles, was vorgefallen war, und leckten der Mutter schmeichelnd die Lippen. Seht ihr, liebe Kinder, sagte zuletzt die Mutter, wie gut es ist, wenn man den Eltern folgt! Wäret ihr nicht im Stalle geblieben, oder hättet ihr ihn unvorsichtig geöffnet, so wäret ihr nun beide verloren. . . . Doch vor Schrecken hab' ich ja die schönen Holunderzweige fallen lassen, die ich euch mitbringen wollte! — Sie ging, holte sie herein und theilte sie mit den Worten aus: Eßt nun und laßt es euch wohl schmecken nach der Gefahr, der ihr durch Gehorsam entgangen seid!

Eltern stets von Herzen lieben,
Ihnen treu und folgsam sein,
Nie mit Vorsatz sie betrüben,
Jede Kränkung schnell bereu'n;
Ohne Klügeln ihnen trau'n
Und auf ihre Winke schau'n;
Dies ist Kindes Dank und Pflicht;
Kinder, dies vergesset nicht!

k. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte aufgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber beim Könige verklagt, dass er die Schätze des Reiches veruntreue und die gestohlenen Gelder und Kostbarkeiten in einem verborgenen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre. Der König begab sich in den Palast des Schatzmeisters, liess sich die eiserne Thür zeigen und befahl sie zu öffnen. Aber wie erstaunte er, als er in das Gewölbe trat! Er sah Nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte, nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, lass mich wieder zurückkehren auf die heimathlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe.

Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhiges Herz, nicht Gold und Pracht
Ist's, was uns Menschen glücklich macht.

1. Das Schwein.



Es giebt wohl kein zweites Hausthier, welches so viele unrühmliche Eigenschaften in sich vereinigt, als das Schwein. Nicht selten fressen Vater und Mutter sogar ihre eigenen Jungen auf und es ist große Vorsicht nöthig, damit nicht Kinder von ihnen verletzt werden. Nie lernen sie die Stimme ihres Herrn kennen, sowie sie überhaupt nie Anhänglichkeit an den Menschen gewinnen. Ihre größte Lust ist, grunzend im Schlamm sich zu wälzen und mit ihrem Rüssel den Unrath aufzuwühlen. Gelingt es ihnen, in den Garten zu kommen, so schaden sie weniger durch ihre Gefräßigkeit, als dadurch, daß sie tiefe Löcher wühlen, die Gewächse

umgraben, selbst Bäume entwurzeln. Deß ungeachtet wird das Schwein auf der ganzen Erde als Hausthier gehalten. Von Europa ist es nach Amerika verpflanzt worden und hat sich dort in solcher Menge verbreitet, daß man es verwildert schaarenweise in den Wäldern antreffen kann. Diese Verbreitung hat es dem großen Nutzen zu verdanken, welchen es den Menschen gewährt. Nicht nur bei uns liefert sein Fleisch einen der beliebtesten Braten, sondern in manchen Gegenden kommt fast kein anderes als Schweinefleisch auf den Tisch, bald frisch, bald geräuchert, bald gepökelt. Das Fett oder der Speck muß oft die Butter ersetzen. Selbst seine Borsten läßt man nicht ungenützt, das kannst du am besten beim Bürstenbinder und Schuhmacher sehen. Bei diesem vielseitigen Nutzen erfordert die Unterhaltung der Schweine nur wenig Mühe und Kosten. In manchen Gegenden treibt man sie auf die Weide und läßt sie sich selber ihr Futter suchen. Sie nehmen mit allen, auch mit solchen Kräutern vorlieb, welche Schafe und Rinder unberührt lassen, suchen mit dem Rüssel Wurzeln und Würmer auf und verschmähen selbst das Fleisch todter Thiere nicht; aber ihre Lieblingskost sind Kartoffeln, Getreidekörner und Eicheln. Zu dem Wühlen bedienen sie sich blos ihres Rüssels, aber nicht der Füße, wie der Maulwurf; denn sie haben an den Füßen statt der Krallen Hufe, zwei größere, mit denen sie auftreten, zwei kleinere, die nach hinten etwas höher stehen. Die langen Ohren, die kleinen trüben Augen und die unangenehme Stimme machen das Schwein zu einem Geistesverwandten des Esels, dessen Dummheit nur noch von der des Schafes übertroffen wird.

m. Hirtenreigen.

Was kann schöner sein,
Was kann edler sein,
Als von Hirten abzustammen,
Da zu alter Zeit
Arme Hirtenleut'
Selbst zu Königswürden kamen.
Moses war ein Hirt mit Freuden,
Joseph mußt' in Sichem weiden;
Selbst der Abraham
Und der David kam
Von der Hürd' und grünen Weiden.

Ja, der Herr der Welt
Kam vom Himmelszelt,
Um bei Hirten einzukehren!
Laßt uns jeder Zeit
Arme Hirtenleut'
Halten d'rum in großen Ehren.
Die auf Gold und Seid' sich legen,
Sollten billig dies erwägen:
Daß der Hirten Tracht
Christus nicht veracht't
Und in Krippen dagelegen.

Joh. Falk.

n. Die Kuh, das Pferd, das Schaf und der Hund.

Eine Kuh, ein Pferd und ein Schaf standen auf einer Weide zusammen und stritten unter einander, welches dem Menschen nützlicher sei. Die Kuh sprach: Von mir hat er die süsse Milch, den wohlschmeckenden Käse und die fette Butter. — Das Pferd: Ich ziehe den schweren Wagen des Herrn und eile mit leichtem Schritt dahin und trage den Reiter mit Windes-Eile. — Das Schaf: Ich gehe nackt und bloss, damit mein Herr bekleidet sei. — Da kam der Hund zu ihnen. Den blickten sie aber verächtlich von der Seite an, als wäre er ein gar unnützes Thier. Aber der Herr folgte alsbald hinten nach, rief dem Hunde im freundlichsten Tone, streichelte und liebkoste ihn. Da dies die Kuh und ihre Gefährten sahen, murrten sie, und das Pferd nahm sich ein Herz zu fragen: Warum thust du also, Gebieter? Verdienen wir nicht mehr deine Liebe, als dieses unnütze Thier? — Aber der Herr streichelte seinen Hund noch zärtlicher und sprach: Nicht also; dieser hat mein einziges geliebtes Söhnchen kühn und treu aus den rauschenden Wasserfluthen gerettet, wie sollte ich nun seiner vergessen können?

Zollikofer.

o. Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbüblein, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Büblein kommen. Da sprach er zu ihm: Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlege, Antwort geben, so will ich dich halten, wie mein eigen Kind. Sprach das Büblein: Wie lauten die drei Fragen? Der König sagte: Wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer? Das Hirtenbüblein antwortete: Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus in's Meer laufe, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich's euch dann genau sagen. Sprach der König: Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel? Das Hirtenbüblein sagte: Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier! und dann machte es mit der Feder so viel feine Pünktlein darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Da sprach es: So viele Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier; zählt sie nur! Aber Niemand war das im Stand. Sprach der König: Die dritte Frage lautet: Wie viel Secunden sind in der Ewigkeit? Da sagte das Büblein: In Hinterpommern da steht der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vögelein und wetzt sein Schnäbelein daran; und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Secunde der Ewigkeit vorbei. — Sprach der König: Ich will dich fortan halten, wie mein eigen Kind.

Grimm.

p. Des Esels Trost.

Hab' Nichts, mich d'ran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Ohn' Muth und ohn' Gewalt;
Mein spotten und mich scheuen
Die Menschen jung und alt;
Bin weder warm, noch kalt.

Hab' Nichts, mich d'ran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Muß Stroh und Disteln käuen,
Werd' unter Säcken alt.
Ach, die Natur schuf mich im Grimme,
Sie gab mir Nichts — als eine schöne Stimme.

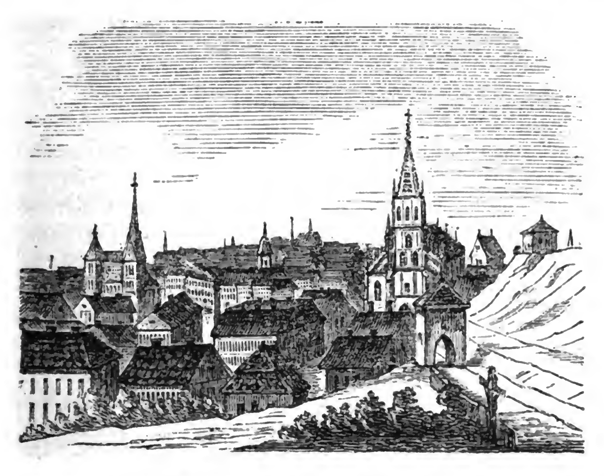
II. Die Stadt.

1. Beschreibung der Stadt.

Die Stadt unterscheidet sich in vielen Dingen gar sehr von dem Dorfe. Sie ist in Strassen eingetheilt und die Häuser stehen alle dicht neben einander; nur selten ist eine Lücke dazwischen und die kleinen Gärten oder Höfe liegen hinter den Häusern. Die Häuser selbst sind hoch, meistens schön gebaut und mit Farbe angestrichen. Ueber den Thüren der Händler und Kaufleute hängen Schilder und in den Kaufläden sind die schönsten Waaren ausgestellt. Es giebt in manchen Städten Alleen und öffentliche Plätze. Beide sind gewöhnlich mit Bäumen bepflanzt. In den Strassen ist es sehr lebendig; immerfort kommen Karren und Wagen, und geputzte Spaziergänger wandern nach allen Richtungen. Fast in jeder Stadt ist ein Gemüsemarkt. Dort wimmelt es von Menschen, denn alle Hausfrauen wollen ihren Hausbedarf einkaufen.

Auf dem Gemüsemarkte aber giebt es nicht allein Gemüse, sondern auch Butter, Eier, Geflügel, Fische,

Fleisch, Kirschen, Aepfel, Birnen, Erdbeeren u. s. w. Die Händler stehen mit ihren Körben, Säcken etc. in langen Reihen und bieten schreiend ihre Waaren feil. Es ist oft ein Lärm, dass man sich die Ohren zuhalten muss. An öffentlichen Gebäuden sind besonders hervorzuheben: die Kirchen und Schulen, das Rathhaus, das Regierungsgebäude, die Kaserne, das Zollamt, die Post, der Bahnhof, das Telegraphenamt, das Theater, das Schlachthaus und andere. Die Kirchen sind in der Regel sehr schön und selbst die



Schulen und Pfarrgebäude zeichnen sich vor denen in den Dörfern aus. Auf dem Rathhause werden alle Gemeindeangelegenheiten besprochen und geordnet. Der Bürgermeister hält hier mit den Stadtverordneten seine Sitzungen. In vielen Städten sind die Rathhäuser eine wahre Zierde. In dem Regierungsgebäude arbeiten eine Menge von Beamten für das Wohl des Regierungsbezirks; an ihrer Spitze steht der Regierungspräsident. Auf der Post werden die Briefe angenommen und ausgegeben; auf den Bahnhöfen sammeln sich die Reisenden, um den Zug zu

erwarten. Wer eine Nachricht sehr schnell in die Ferne schicken will, der benützt den Telegraphen, denn er arbeitet mit unglaublicher Geschwindigkeit. Im Theater werden Opern und Schauspiele aufgeführt, wer es niemals gesehen hat, kann sich keinen Begriff davon machen. Das Zollamt erhebt eine Steuer auf ankommende Waaren; im Schlachthause werden Ochsen, Kühe, Kälber und Schweine geschlachtet, und ein Arzt besieht das Fleisch, ob es auch gesund ist. Noch viele andere Dinge giebt es in der Stadt, aber wir können sie hier nicht alle aufzählen.

W. Herchenbach.

a. Die Stadt.

1. Es gab eine Zeit, wo die Wohnungen der Menschen noch vereinzelt und fern von einander standen. Das gefiel den Leuten nicht; der Freund wollte beim Freunde wohnen und einen guten Nachbarn in der Nähe haben; deßhalb bauten sie nach und nach Haus an Haus und so entstanden Dörfer und Flecken. Viele Leute, besonders die Landbewohner, begnügten sich mit solchen Wohnungen; viele aber umgaben dieselben mit hohen festen Mauern, um hinter ihnen vor Räubern und Feinden gesichert zu sein. Solche Orte, die meist aus einer beträchtlichen Anzahl Häuser bestanden, nannte man Städte. Es gibt in unserer Zeit viel große, aber noch weit mehr kleinere Städte, obwohl die von den Urvätern erbauten Mauern bei den meisten von ihnen längst verschwunden und nur noch bei einigen vorhanden sind. Die Häuser einer Stadt sind meist nahe an einander gebaut und bilden lückenlose Reihen; zwei einander gegenüberliegende Reihen bilden gewöhnlich eine Straße oder Gasse, deren es in manchen Städten oft viele gibt und die zur Unterscheidung besondere Namen haben. Außer den gewöhnlichen Häusern, die meist schöner als die auf Dörfern aussehen, gibt es in Städten meistentheils noch große schöne Kirchen mit hohen Thürmen, ein Rathhaus, ein Hospital, große Schulgebäude u. s. w. Für durchreisende Fremde gibt es Gasthäuser, die eigene Namen führen. Außer den Straßen sind da noch besondere Marktplätze, auf denen an bestimmten Markttagen die Landleute ihre Waaren, meist Lebens-

mittel, feil bieten, und auf denen von Zeit zu Zeit auch Jahrmärkte und Messen abgehalten werden. Die Bewohner einer Stadt sind vorzüglich Handwerker, Künstler, Soldaten, Gelehrte und Kaufleute, während auf den Dörfern meistentheils nur Bauern wohnen. Da gibt es Bäcker, Bierbrauer, Branntweinbrenner, Fischer, Metzger, Gärtner, Müller, Knopfmacher, Hutmacher, Kürschner, Leinweber, Mützenmacher, Posamentierer, Schneider, Schuhmacher, Strumpfwirker, Tuchmacher, Barbiere, Büchsenmacher, Bürstenbinder, Drechsler, Gelbgießer, Gürtler, Korbmacher, Kammmacher, Klempner, Messerschmiede, Nagelschmiede, Sattler, Seifensieder, Seiler, Tischler, Töpfer, Wagner, Zinngießer, Maurer, Zimmerleute, Glaser, Tapezierer, Dachdecker, Schornsteinfeger, desgleichen Bildhauer, Instrumentenmacher, Orgelbauer, Uhrmacher, Kupferstecher, Steindrucker, Gold- und Silberarbeiter. Die Handwerker nennt man Meister, ihre Gehülfen nennt man meistens Gesellen, und die, welche das Handwerk erst erlernen, nennt man Lehrlinge. Außerdem findet man in den Städten noch Buchhändler, Buchdrucker, Apotheker, Soldaten, Lehrer, Geistliche, Aerzte, Rechtsgelehrte oder Advokaten und mancherlei Beamte.

2. In jeder Familie geben die Eltern darauf Acht, daß ihre Kinder sich gut betragen; wer sieht aber darauf, daß die erwachsenen Menschen in allen Städten und Dörfern freundlich mit einander umgehen und ein ordentliches Leben führen?

Gott ist der Vater aller Menschen, und er will, daß seine Kinder brüderlich und schwesterlich beisammen leben und einander liebreich behandeln. Damit dies geschehe, hat er zweierlei Obrigkeiten eingesetzt: eine geistliche und eine weltliche. Unsere geistliche Obrigkeit sind die Priester, die Bischöfe und das sichtbare Oberhaupt der Kirche, der heilige Vater zu Rom. Diese verkünden uns die Lehren Jesu, das Evangelium; sie ermahnen uns, aus Liebe zu Gott liebreich mit einander umzugehen und immer den Willen Gottes zu thun; sie wachen darüber, daß Alles, was zur Anbetung und Verehrung Gottes gehört, ordentlich gehalten werde. Die weltliche Obrigkeit ist bei uns der König. Er ist ein Vater seiner Unterthanen und sorgt, daß sie alle gut seien, daß sie froh und friedlich beisammen wohnen. Er hat in den Städten und Dörfern Beamte angestellt, die ihm helfen und mit darauf sehen müssen, daß überall Ordnung herrsche. Diese Beamten gehören auch zur Obrigkeit. Die geistliche und die weltliche Obrigkeit sind von Gott eingesetzt;

sie haben ihre Macht, zu befehlen und zu verbieten, von Gott. Sie vertreten Gottes Stelle bei uns wie die Eltern bei ihren Kindern. Wir sollen uns gegen sie betragen, wie gute Kinder sich gegen ihre Eltern betragen, d. h. wir sollen sie ehren und lieben und ihnen gehorchen.

b. Stadt und Land.

1. Die Häuser stehen kerzeng'rad in langen, langen Reihen,
Und ihre Schönheit — in der That — muss jedes Herz erfreuen.

2. Die Leute, ei, wie schmuck und fein, in rauschenden Gewändern,
Wie schau'n die Damen vornehm d'rein, mit all' den bunten Bändern!

3. Soldaten trommeln, Musik schallt, ein Singen und ein Klingen,
Der Säbel blitzt, die Büchse knallt, man muss vor Freuden springen.

4. Doch halt! wo steht die Scheune denn? wo schlafen Schaf und Rinder?
O weh! da gibt's kein' Dreschertenn', und Kuh und Schaf noch minder.

5. Die Sonne, ach! die sieht man kaum, vor lauter hohen Mauern,
Es blühet nirgend Strauch und Baum, man möchte fast vertrauern!

6. Wenn ja ein Vöglein irgend singt, glaub' mir's, es sitzt gefangen;
Und — merke auf! sein Liedchen klingt wie Bangen und Verlangen.

7. D'rum lob' ich mir das heit're Land mit Thieren und mit Bäumen!
Da sieht man doch aus Gottes Hand die Samen lustig keimen.

W. Herchenbach.

c. Der Knabe aus der Stadt.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazierte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld Milch geben, setzte sich unter einem schattigen Baum in das Gras, brockte das Brod in die Milch und aß nun nach Herzenslust. Friedrich, ein armer Knabe, der

vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah ihm traurig zu und hätte gern auch Etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten. Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben Etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör und aß begierig fort. Als er die Milch bereits aufgezehrt hatte, siehe, da erblickte er einen Reim, der auf dem Boden der Schüssel geschrieben stand. Er las ihn mit Erröthen und ließ nun die Schüssel noch einmal füllen und sich ein großes Stück Brod dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich freundlich herbei, brockte ihm das Brod selbst ein, sprach ihm liebreich zu, es sich wohlschmecken zu lassen, und schenkte ihm dazu noch all sein Taschengeld. „Den Spruch,“ sagte Ferdinand, „der in dieser Schüssel steht, sollte man in alle Schüsseln vermöglicher Leute schreiben.“

Der Spruch lautete so:

Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, dich satt zu essen.

d. Des Bauernknaben Beschreibung von der Stadt.

Vater, laßt mich zu Athem kommen!
Das war was Prächtiges in der That!
Mein Pathe, Ihr wißt, hat mich mitgenommen,
In die große, herrliche Stadt.

Es ist ja drinnen gerad wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer noch rund um und um;
Man wird in dem schrecklichen Lärm und Getümmel,
Ihr könnt' mir es glauben, ordentlich dumm.

Das ist ein Thurm, potz Donner und Hagel!
Der reicht Euch fast in die Wolken hinein;
Der unsrige ist gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig soll er noch höher sein.

Die Häuser seh'n alle aus wie die Schlösser;
Sie sind, so wahr ich kein Lügner bin,
So groß als unser Schloß, wo nicht größer;
Da wohnen gewiß nur Verwalter d'rin.

Doch hat's mich gewundert, das muß ich Euch sagen,
Die Thüren von manchem Haus sind so klein;
Da kann ja kein heubeladener Wagen,
Nicht einmal ein rechtschaffener Ochse hinein!

Auch hab' ich keine Gärten gesehen,
Nicht Wiesen, noch Aecker bei einem Haus;
So eingesperrt, Vater, könnt' ich nicht bestehen!
Sie sehen ja Alle so bleichwangig aus.

Die Wagen sind prächtig, mit Gold auch beschlagen;
Doch Eines ist närrisch, das klärt mir 'mal auf!
Die Schlechtgekleideten sitzen im Wagen,
Und die Gold'nen und Silbernen steh'n hinten d'rauf.

Und entweder müssen's den Hafer sparen,
Oder so ein Herr muß gewichtig sein,
Denn will er nur durch ein paar Gassen fahren,
So spannen's ihm oft gar vier Pferde ein.

Und Leute gibt's, Vater! in allen Straßen,
Sie stoßen einem bald her und bald hin;
Das hab' ich mir einmal nicht nehmen lassen,
Es ist ein ewiger Kirchtag da d'rin.

Ich bin mit dem Pathen im Wirthshaus gewesen,
Da hat man Speisen und Braten vollauf;
Kein Mensch kann den ganzen Zettel durchlesen,
Und das Beste, die Knödel, steh'n doch nicht darauf.

Kurzum, die Stadt hat mir gut gefallen,
Doch bin ich wie närrisch zum Wagen gerannt,
Als ich hörte des Peters Peitsche knallen,
Und als er rief: „Es ist angespannt!“

Und wie hinter mir war der Häuserhaufen,
Da schrie und jauchzte ich laut vor Lust.
Jetzt, Vater! laßt auf die Wiese mich laufen,
Denn immer noch ist es mir eng um die Brust.

Castelli.

e. Der große Hund.

Unten in der Wirthsstube einer kleinen Stadt saß der Bärenführer und verzehrte sein Abendbrod; der arme Petz stand draußen hinter dem Holzstoße angebunden, der arme Petz, der keiner Seele Etwas zu Leide that, wenn er auch grimmig genug aussah. Oben im Erkerzimmer spielten beim Mondschein drei kleine Kinder; das älteste war wohl sechs Jahre, das jüngste nicht mehr denn zwei. „Klatsch, klatsch“ kommt es die Treppe hinauf; wer mochte das sein? Die Thür

sprang auf, — es war der Petz, der zottige Bär! Er hatte sich gelangweilt, da unten im Hofe zu stehen, und nun den Weg zur Treppe hinauf gefunden. Die Kinder wurden über das große zottige Thier so erschrocken — sie krochen jeder in seinen Winkel, aber er fand sie alle drei, berührte sie mit der Schnauze, that ihnen aber Nichts. „Das ist sicher ein großer Hund," dachten sie, und dann streichelten sie ihn. Er legte sich auf den Fußboden, der kleinste Knabe wälzte sich oben d'rauf und spielte Versteck mit seinem goldgelockten Köpfchen in dessen dickem, schwarzem Pelz. Nun nahm der älteste Knabe seine Trommel, schlug, daß es nur so donnerte, und der Bär erhob sich auf seine beiden Hinterfüße und begann zu tanzen; das war allerliebst. Jeder Knabe nahm sein Gewehr, der Bär mußte auch eins haben, und er hielt es ordentlich fest; das war ein prächtiger Kamerad, den sie erhalten hatten, und nun gingen sie: „Eins, zwei, eins, zwei!" Da faßte es an die Thür, sie ging auf, es war die Mutter der Kinder. Ihr hättet sie sehen sollen, ihren sprachlosen Schreck sehen sollen, das kreideweiße Antlitz, den halbgeöffneten Mund, die stieren Augen. Aber der kleinste der Knaben nickte so vergnügt und rief ganz laut in seiner Sprache: „Wir spielen nur Soldaten!" Und da kam der Bärenführer.

Andersen.

f. Des fremden Kindes heil'ger Christ.

Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schau'n heraus,
Die lampenvollen Bäume;
Weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumlein und ein Licht,
Und hat d'ran seine Freude;
Nur bloß ich armes nicht.

An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gesessen,
Hat es auch mir gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen,
In diesem fremden Land.

Läßt mich denn Niemand ein!
Ich will ja selbst nichts haben;
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein."

Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden;
Doch Niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen:
Sie haben d'rin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder,
Die Mutter sie beschenkt;
Denkt sonst nicht mehr, noch minder
An's Kindlein Niemand denkt.

„O lieber, heil'ger Christ!
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist.
O sei du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt!"

Das Kindlein reibt die Hand;
Sie ist von Frost erstarrt;
Es kriecht in sein Gewand,
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht,
Durch's Gäßlein hergewallet
Im weißen Kleide schlicht,
Ein ander Kind; wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn Alles dich vergißt.

Ich bin mit meinem Wort
Bei Allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen
Wie in den Zimmern dort.

Ich will dir einen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem off'nen Raum,
So schön, als die in Zimmern
So schön sein sollen kaum."

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum, von Sterngewimmel
Vielästig ausgespannt.

So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah!

Es war ihm wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herein vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimath jetzt gekehret,
Bei seinem heil'gen Christ.
Und was hier ward bescheret,
Es dorten leicht vergißt.

Rückert.

2. Das Rathhaus.

Das Rathhaus ist gewöhnlich ein zwei- oder mehrstöckiges Gebäude. Es gehört allen Einwohnern des Dorfes oder der Stadt gemeinschaftlich, denn Jeder hat seinen Theil zum Bauen desselben bezahlt. In dem Rathhause ist gewöhnlich ein grosser Saal. In diesem Saale versammeln sich oft der Bürgermeister und die Gemeinderäthe, um sich über das Wohl der Gemeinde zu besprechen oder zu berathen. In dem Rathhause arbeitet der Bürgermeister und besorgt die Gemeindeangelegenheiten. Wer dem Bürgermeister Etwas anzumelden oder ihn um Etwas zu befragen hat, der geht zu ihm auf's Rathhaus. In dem Rathhause ist eine Stube, worin sich der Nachtwächter und die Gemeindewache des Nachts aufhalten. Diese Stube heisst desshalb Wachtstube. Auch ist in demselben meist ein Gefängniss für Diebe und andere böse Menschen. Das Rathhaus liegt gewöhnlich mitten in der Stadt am Marktplatze und ist oft mit einem Thürmchen versehen.

a. Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht,
Auf off'ner Straße, in den Schenken,
Und ruhten nicht mit allen Ränken,
Die nur der Feind dem Feind erfindet,
Einander bis auf's Blut zu kränken.
Ja, Keiner brannte von dem Spahn,
Woran der And're sich den Tabak angezündet,
Aus Haß jemals den seinen an. —

Man rieth, man wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Bis endlich kam die Sache vor Gericht.
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.

Was war der Grund? Der Brodneid? War er's nicht?
Nein! Dieser sang: „Verwahrt das Feuer und das Licht!"
Allein so sang der Andere nicht;
Er sang: „Bewahrt das Feuer und das Licht!"

Aus dieser so verschied'nen Art,
An die sich Beide zänkisch banden,
Aus dem „Verwahrt" und dem „Bewahrt",
War Haß und Groll und Spott und Wuth entstanden.

Gellert.

b. Nachtwächterruf.

Hört, ihr Herren, und lasst euch sagen,
Unsere Glock' hat zehn geschlagen.
Zehn sind der heiligen Gebot',
Die uns gab der liebe Gott. —

Menschenwachen kann nichts nützen!
Gott wird wachen, Gott wird schützen!
Er durch seine grosse Macht
Geb' uns eine gute Nacht.

Hört, ihr Herren, und lasst euch sagen,
Unsere Glock' hat elf geschlagen.
Elf Jünger folgten Jesum nach,
Litten mit ihm alle Schmach.

Menschenwachen kann nichts nützen!
Gott wird wachen, Gott wird schützen!
Er durch seine grosse Macht
Geb' uns eine gute Nacht.

Hört, ihr Herren, und lasst euch sagen,
Unsere Glock' hat zwölf geschlagen.
Zwölf ist der Apostel Zahl,
Die das lehrten überall.

Menschenwachen kann nichts nützen!
Gott wird wachen, Gott wird schützen!
Er durch seine grosse Macht
Geb' uns eine gute Nacht.

Hört, ihr Herren, und lasst euch sagen,
Unsere Glock' hat eins geschlagen.
Eins ist allein der ewige Gott,
Der uns trägt aus aller Noth.

Menschenwachen kann nichts nützen!
Gott wird wachen, Gott wird schützen!
Er durch seine grosse Macht
Geb' uns eine gute Nacht.

Hört, ihr Herren, und lasst euch sagen,
Unsere Glock' hat zwei geschlagen.
Zwei Wege hat der Mensch vor sich;
Mensch, den besten wähl' für dich.

Menschenwachen kann nichts nützen!
Gott wird wachen, Gott wird schützen!
Er durch seine grosse Macht
Geb' uns eine gute Nacht.

Hört, ihr Herren, und lasst euch sagen,
Unsere Glock' hat drei geschlagen.
Dreifach ist, was heilig heisst,
Vater, Sohn und heil'ger Geist.

Menschenwachen kann nichts nützen!
Gott wird wachen, Gott wird schützen!

Er durch seine grosse Macht
Geb' uns eine gute Nacht.

Hört, ihr Herren, und lasst euch sagen,
Unsere Glock' hat vier geschlagen.
Vierfach ist das Ackerfeld —
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?
Menschenwachen kann nichts nützen!
Gott wird wachen, Gott wird schützen!
Er durch seine grosse Macht
Geb' uns eine gute Nacht.

c. Wie die Schildbürger das Holz zum Rathhausbau fällen.

Um ein Rathhaus zu bauen, zogen die Schildbürger einmüthig mit einander in's Holz, das jenseits des Berges in einem Thale gelegen war, und fingen an, nach dem Rathe ihres Baumeisters, das Bauholz zu fällen. Als es von den Aesten gesäubert und ordentlich zugerichtet war, da wünschten sie nichts Anderes zu haben, als eine Armbrust, auf der sie es heimschiessen könnten; durch solches Mittel, meinten sie, würden sie unsäglicher Mühe und Arbeit überhoben sein. So aber mussten sie die Arbeit selbst verrichten und schleppten die Bauhölzer nicht ohne viel Schnaufen und Athemholen den Berg hinauf und jenseits wieder mit vieler Mühe hinab, alle bis auf eines, das nach ihrer Ansicht das letzte war. Dieses fesselten sie gleich den andern auch an, brachten es mit Heben, Schieben und Stossen vor und hinter sich, rechts und links den Berg hinauf und auf der andern Seite zur Hälfte hinab. Sei es nun aber, dass sie es übersehen hatten, oder dass Stricke und Seile zu schwach waren: kurz, das Holz entging ihnen und fing an, von selbst fein allgemach den Berg hinab zu rollen, bis es zu den andern Hölzern kam, wo es wie ein anderer Stock stille liegen blieb. Solchem Verstande dieses groben Holzes sahen die Schildbürger bis zu Ende zu und verwunderten sich höchlich darüber. „Sind wir doch Alle", sprach endlich Einer unter ihnen, „rechte Narren, dass wir uns solche Mühe gegeben, bis wir die Bäume den Berg hinabgebracht, und erst dieser Klotz musste uns lehren, dass sie

von selbst besser hätten hinuntergehen können!" „Nun dem ist Rath zu schaffen," sagte ein Anderer; „wer sie hinabgethan hat, der soll sie auch wieder hinaufthun! Darum, wer mit mir d'ran ist, spute sich! Wenn wir erst die Hölzer wieder hinaufgeschoben, so können wir sie alle miteinander wieder hinunterrollen lassen, dann haben wir mit Zusehen unsere Lust und werden für unsere Mühe ergötzt!"

Dieser Rath gefiel allen Schildbürgern über die Massen wohl; sie schämten sich Einer vor dem Andern, dass er nicht selbst so witzig gewesen, und wenn sie zuvor, als sie das Holz den Berg hinabgebracht, unsägliche Mühe gehabt hatten, so hatten sie gewiss jetzt dreifache Arbeit, bis sie dasselbe wieder hinaufbrachten. Nur das eine Holz, das von selbst die Hälfte des Berges hinabgerollt war, zogen sie nicht wieder hinauf, um seiner Klugheit willen. Nachdem sie sich so überschafft hatten, und alle Hölzer wieder oben waren, liessen sie dieselben allmählich, eins nach dem andern, den Berg hinabtummeln, standen droben, und liessen sich den Anblick wohl gefallen. Ja sie waren ganz stolz auf die erste Probe ihrer Narrheit, zogen fröhlich heim und sassen im Wirthshaus, wo sie kein kleines Loch in den Beutel der Stadt hinein zehrten. —

G. Schwab.

d. Wie die Schildbürger ihr Rathhaus bauten.

Das Bauholz war gefügt und gezimmert, Stein, Sand, Kalk herbeigeschafft und so fingen die Schildbürger ihren Bau mit solchem Eifer an, daß, wer nur immer zusah, gestehen mußte, es sei ihr bitterer Ernst gewesen. In wenig Tagen hatten sie drei Hauptmauern von Grund aus aufgeführt, denn, weil sie etwas Besonderes haben wollten, so sollte das Haus dreieckig werden. Auch aller Einbau ward wohl vollendet; doch ließen sie nebenzu an einer Seite ein großes Thor in der Mauer offen, um wie sie dachten, das Heu, das der Gemeinde zuständig wäre, und dessen Erlös sie mit einander vertrinken durften, hineinzubringen. Dies Thor kam denn auch, woran sie nicht gedacht, ihrem Herrn Schultheis wohl zu statten, sonst hätte dieser sammt Gerichts- und Rathsherren, wenn sie in den Rath gehen wollten, über

das Dach hinaufsteigen müssen, was zwar ihrer Narrheit ganz angemessen, aber doch allzu unbequem und dazu halsbrechend gewesen wäre. Hierauf machten sie sich an das Dach. Dieses wurde nach den drei Ecken des Baues dreifach abgetheilt, der Dachstuhl auf die Mauern gesetzt und so das ganze Werk, nach ihrer Meinung, bis auf den Giebel untadelig hinausgeführt. Das Dach zu decken verschoben sie auf den folgenden Tag und eilten dem Hause zu, wo der Wirth den Reif aufgesteckt. Am andern Morgen wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, vor welchem bei Strafe Niemand arbeiten durfte. Da strömten alle Schildbürger zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, ihr Rathhaus zu decken. So standen sie Alle hintereinander, die Einen zuoberst auf dem Dache, die Andern unten, wo sie an den Latten besserten, Etliche noch auf der Leiter, wieder Andere auf der Erde zunächst der Leiter, und so fort bis zu dem Ziegelhaufen, der einen guten Steinwurf vom Rathhause entfernt war. Auf diese Weise ging jeder Ziegel durch alle Schildbürger Hände, vom ersten, der ihn aufhob, bis auf den letzten, der ihn auf seine Statt legte, daß ein Dach daraus würde. Wie man aber willige Rosse nicht übertreiben soll, so hatten sie die Anordnung gemacht, daß zu einer gewissen Stunde die Glocke geläutet würde, zum Zeichen des Ausruhens. Sowie nun derjenige, der zunächst am Ziegelhaufen war, den ersten Streich der Glocke hörte, ließ er den Ziegel, den er eben aufgehoben hatte, fallen und lief dem Wirthshause zu. So geschah es, daß diejenigen, die zuletzt an's Werk gekommen waren, die Ersten im Wirthshause und die Obersten hinter dem Tische wurden. Dasselbe thaten auch die Zimmerleute. So wie ihrer Einer den ersten Glockenstreich gehört, ließ er die Axt, die er schon zum Streich aufgehoben, fallen und lief dem Trunke zu,

welches Alles zur Narrheit der Schildbürger vortrefflich paßte. Endlich, nach vollendetem Werke, wollen sie in ihr Rathhaus gehen, um dasselbe zu aller Narren Ehren einzuweihen und in aller Narren Namen zu versuchen, wie es sich darin rathen lasse. Kaum aber waren sie in Ehrbarkeit hineingetreten, siehe — da war es ganz finster, so finster, daß Einer den Andern kaum hören, geschweige denn sehen konnte. Darüber erschracken sie nicht wenig und konnten sich nicht genugsam verwundern, was doch die Ursache sein möchte; ob vielleicht irgendwo ein Fehler beim Bauen gemacht worden, wodurch das Licht aufgehalten würde. So gingen sie denn zu ihrem Heuthor wieder hinaus, um zu sehen, wo sich der Mangel befinde. Da standen alle drei Mauern gar vollkommen da; das Dach saß ordentlich darauf; auch an Licht mangelte es draußen nicht. Sobald sie aber wieder hineinkamen, zu forschen, ob der Fehler drinnen liege, da war es wieder finster wie vorher. Die wahre Ursache aber war, daß sie die Fenster an ihrem Rathhause vergessen hatten, die konnten sie nicht finden, noch errathen, so sehr sie auch ihre närrischen Köpfe darob zerbrachen.

G. Schwab.

e. Wie die Schildbürger Licht in's Rathhaus bringen.

Als der festgesetzte Rathstag gekommen, stellten sich die Schildbürger zahlreich ein, denn es hatte Allen gegolten, und nahmen ihre Plätze ein. Einer von ihnen hatte einen brennenden Lichtspahn mitgebracht und ihn, nachdem sie sich niedergesetzt, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finstern Rathhaus einander sehen könnten, auch der Schultheis bei der Umfrage einem Jeden seinen Titel und Namen zu geben im Stande wäre. Hier ließen sich nun über den vorgefallenen Handel gar widersprechende Meinungen vernehmen. Die Mehrheit schien sich dahin zu neigen, daß man den ganzen Bau wieder bis auf den Boden abbrechen und auf's Neue aufführen sollte, da trat Einer hervor, der, wie er früher unter Allen der Allerweiseste gewesen, so

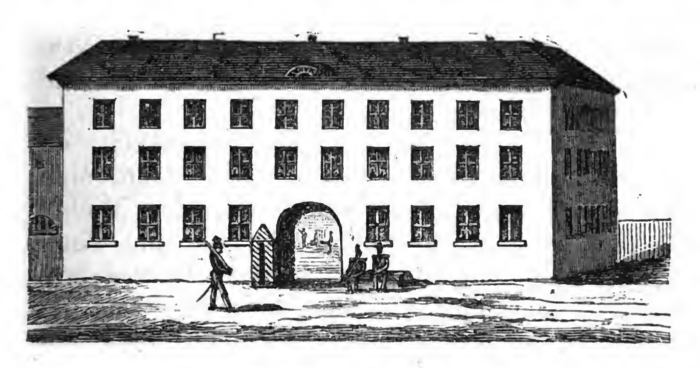
jetzt sich als den Allerthörichtsten zeigen wollte und sprach: „Wer weiß, ob das Licht oder der Tag sich nicht in einen Sack tragen läßt, gleichwie das Wasser in einen Eimer getragen wird. Unser Keiner hat es jemals versucht, darum, wenn es Euch gefällt, so wollen wir d'ran gehen; geräth's, so haben wir's um so besser und werden als Erfinder dieser Kunst großes Lob damit erjagen! Geht es aber nicht, so ist es doch zu unserm Vorhaben der Narrheit halber, ganz willkommen und bequem!" Dieser Rath gefiel allen Schildbürgern dermaßen, daß sie beschlossen, demselben in aller Eile nachzuleben. Deßwegen kamen sie nach Mittag, wo die Sonne am besten scheint, bei ihrem Eide gemahnt, Alle vor das neue Rathhaus, ein Jeder mit einem Geschirr, in das er den Tag zu fassen gedachte, um ihn hineinzutragen. Einige brachten auch Schaufeln, Karste, Gabeln mit, aus Fürsorge, daß ja nichts verabsäumt werde. Sobald nun die Glocke Eins geschlagen, da konnte man Wunder sehen, wie sie zu arbeiten anfingen. Viele hatten lange Säcke, darein ließen sie die Sonne scheinen bis auf den Boden, dann knüpften sie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathhaus, den Tag auszuschütten. Andere thaten dasselbe mit verdeckten Gefäßen, als Hafen, Kesseln, Zubern und was dergleichen ist. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der Andere mit einer Schaufel, Etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers soll besonders gedacht werden, welcher den Tag in einer Mäusefalle zu fangen gedachte und ihn so, mit List bezwungen, nach Hause tragen wollte. Jeder verhielt sich, wie es sein Narrenkopf ihm eingab. Und solches trieben sie den langen, lieben Tag, so lang als die Sonne schien, mit solchem Eifer, daß sie vor Hitze fast erlechzten und unter der Müdigkeit fast erlagen. Sie richteten fast so wenig damit aus, als vor Zeiten die Riesen, da sie Berge auf einander thürmten, um den Himmel zu erstürmen. Darum sprachen sie zuletzt: „Nun, es wäre doch eine feine Kunst gewesen, wenn es gerathen wäre!" Und darauf zogen sie ab und hatten doch so viel gewonnen, daß sie auf gemeine Kosten zum Weine gehen und sich so wieder erquicken und erlaben durften.

G. Schwab.

3. Die Kaserne.

Als ich zum erstenmale in die Stadt kam, fiel mir ein grosses Gebäude mit drei langen Fensterreihen in die Augen; vor demselben sassen Soldaten auf einer Bank, und zwei von denselben gingen mit gezogenen Säbeln immer

auf und ab. „Mein Gott“, sagte ich zu meinem Vater, was ist das für ein schrecklich grosses Haus; da könnte ja unser ganzes Dorf darin wohnen.“ „Es wohnen auch Leute aus unserm Dorfe darin!“ gab mein Vater zur Antwort. Das wollte ich nicht glauben, aber mein Vater zeigte mit dem Finger nach einem



der vielen Fenster und sagte, ich solle einmal nachsehen, ob ich keinen von den Soldaten kenne. Richtig, da lag der Dickmann's Michel mit den Armen auf der Fensterbank und rauchte aus einem kurzen Pfeifenstummel. Sobald er uns sah, kam er zu uns und sagte: „Das ist schön, dass ihr auch einmal kommt. Nun sollt ihr aber auch mit mir in der Kaserne herumgehen.“ Also das grosse Gebäude war die Kaserne. Wir gingen mit ihm auf einen grossen Hof. Dort mussten die Soldaten excerziren und allerlei Schwenkungen machen. Ich sah mir fast die Augen aus, und ohne dass ich daran dachte, marschirte ich mit, so dass der

Dickmann's Michel mich auslachte und sagte: „Du kommst noch früh genug daran.“ Nachher ging er mit uns in die Stuben. Nein, was da eine Menge Zimmer waren; ihr glaubt es nicht. Es wunderte mich aber, dass die eisernen Bettstellen nicht neben, sondern über einander standen. Ich meinte, die Soldaten müssten ja herunterfallen, wenn sie schliefen. Der Michel aber sagte: „Das hat gute Wege. Am Abende werden die Betten herabgenommen und auf den Boden gesetzt.“

Nicht lange nachher war Essenszeit; da wurde geblasen, und jeder Soldat holte sich einen Napf mit Erbsen und Speck. Der Michel bekam auch einen und er lud uns ein, Theil zu nehmen, aber wir dankten. Nachher zeigte er uns auch den Pferdestall. Nein, was da eine Menge Pferde standen! Hundert habe ich gezählt, dann aber wurde es mir zu toll und ich hörte auf. Der Michel wollte mich eben auf den Rücken eines Schimmels heben, da wurde eine Trompete geblasen. Michel setzte mich schnell wieder auf den Boden und rannte hinweg. Merkwürdigerweise liefen auch all' die andern Soldaten, als ob es brännte. Bald kamen sie wieder, schwangen sich auf die Pferde und ritten davon, als ob die Franzosen kämen. Durch die Stadt aber wirbelten die Trommeln und mein Vater sagte: „Das ist der General-Marsch! Komm', wir wollen gehen.“

W. Herchenbach.

a. Husarenlied.

Husaren müssen reiten
Ueberall durch Stadt und Land;
Husaren müssen streiten
Mit dem Pallasch in der Hand.
Wie könnten wir verzagen
Ohne Geld und ohne Brod?
Husaren müssen jagen
Frohen Muthes in den Tod.

Trompeten und Posaunen
Schmettern uns so süss und fein;
Haubizen und Kartaunen
Brummen lustig zwischen d'rein.
Wie könnten wir verderben,
Treu bei unserm Feldgeschrei?
Nur siegen oder sterben!
Kamerad, es bleibt dabei.

Hoffmann von Fallersleben.

b. Der Knabe im Feldlager.

Ein preussischer Soldat schrieb im Frühling des Jahres 1793 aus dem Lager am Rhein an seine Frau im Magdeburgischen und äusserte in seinem Briefe unter Anderm sein Verlangen nach einem Gerichte Kartoffeln. Der Brief kam gegen Abend an. Der zwölfjährige Sohn des Soldaten vernahm diesen Wunsch seines Vaters, steckte den Brief zu sich, stand des Morgens früh auf, ging in den Keller, füllte einen Quersack mit drei Metzen Kartoffeln, nahm seinen Wanderstab und marschirte, ohne Zehrpfennig und ohne irgend Jemanden ein Wort zu sagen, gerade nach dem preussischen Heere. Er kam glücklich bis an die Vorposten. Hier wurde er ausgefragt. Er sagte die Absicht seiner Reise und zeigte zu seiner Rechtfertigung statt eines Passes den Brief seines Vaters an seine Mutter. Man lachte ihn aus, gab ihm zu essen und zu trinken und liess ihn passiren. So kam er bei dem Heere an, fragte

nach dem Regiment und der Schaar, worunter sein Vater stand, und ward zu dem Hauptmann des Letzteren gebracht. Dieser fragte ihn aus. Der Knabe erzählte abermals offenherzig den Endzweck und die Schicksale seiner Reise zum preussischen Heere und brachte wieder den Brief seines Vaters hervor. Der Hauptmann erstaunte über die Erzählung des Kindes, liess den Vater sogleich, ohne dass derselbe etwas von der Anwesenheit seines Sohnes erfahren konnte, zu sich holen, führte ihn in ein besonderes Zimmer und fragte ihn nach dem Inhalt des letzten Briefes, den er an seine Frau geschrieben habe. Der Soldat bekannte den Inhalt und besonders das Verlangen nach einem Gerichte Kartoffeln. „Dein Wunsch ist erfüllt,“ sagte der Hauptmann und führte den Vater in das Zimmer, wo der Sohn in banger Erwartung des Ausganges mit seinen Kartoffeln noch wartete. Vater und Sohn erkannten sich, fielen einander in die Arme, und Thränen der innigsten Freude flossen über die braunen Wangen des Kriegers. Der durch diesen Auftritt äusserst gerührte Hauptmann liess den Knaben einige Tage bei dem Vater ausruhen und gab ihnen Etwas, dass sie sich gütlich thun und sich pflegen konnten. Sodann ermahnten der Hauptmann und der Vater den Knaben, nunmehr zu seiner über seine Abwesenheit sehr bekümmerten Mutter zurückzukehren; auch reichte ihm der Hauptmann als Zehrpfennig zur Reise ein Goldstück. „Zur Reise,“ sagte der kleine Pilgrim, „brauche ich kein Geld; denn gegen Aufweis meines Briefes haben mir gute Leute unterwegs doch zu essen gegeben. Aber meiner Mutter will ich das Geschenk bringen.“ So trat er denn seine Rückreise wieder an, verirrte sich aber und kam an die feindlichen Vorposten. Hier wurde er angehalten und in's Hauptlager zum General Custine geführt, der ihn durch einen Dollmetscher scharf ausforschen liess. Ohne Scheu erschien der deutsche Knabe vor dem französischen Feldherrn, beantwortete alle Fragen offenherzig nach der Wahrheit, zeigte abermals den Brief seines Vaters und erzählte, was ihm im preussischen Lager begegnet war. Gerührt und lächelnd über das grosse und gute Herz des preussischen Soldatenkindes, schenkte ihm der feindliche Heerführer zwei Goldstücke und gab ihm einen Wegweiser mit, der ihn durch das französische Heer begleiten sollte, bis er in völliger

Sicherheit sei. „Denn," sagte er zu ihm, „du hast in deiner Kindheit bisher schon auf einem zu guten Wege gewandelt, als dass man nicht dafür sorgen sollte, dass du nicht wieder irre gehen mögest."

Glücklich und wohlbehalten kam der Knabe endlich wieder in seiner Heimath an und verwandelte die Thränen der Betrübniss, die seine Mutter bisher um ihn geweint hatte, in Thränen der Freude. Er bat sie wegen seiner heimlichen Entweichung um Verzeihung, sagte ihr zur Ursache und Entschuldigung derselben das, was die Leser schon wissen, und überlieferte die Geschenke, die er vom Hauptmanne seines Vaters und vom Heerführer der Feinde empfangen, getreulich in ihre Hände.

c. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen:
Gilt sie mir oder gilt sie dir?
Ihn hat sie weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

Uhland.

d. Zum Marschiren.

Lasset uns marschiren:
Rr rr rum!
Rr rr rataplan:
Vorwärts, Feldschritt, frisch voran!
Lasset uns marschiren:
Rr rr rum!
Mit den Grenadieren:
Rr rr rum bidibum!
Mit den Kameraden
Und mit den Soldaten,
Mit den Lieutenanten,
Mit den Musikanten,
Mit den Reiterschaaren
Und mit den Husaren.
Rr rr rum,
Rr rr rum bidibum!
Vorwärts, Feldschritt, aufgepackt!
Rr rr, haltet Takt!
Fertig! Feuer! piff, paff, bum!
Rr rr, kehrt euch um!
Vorwärts Marsch und frisch voran
Rr rr rataplan!
Lasset uns (wie oben).

e. Der Rekrut.

Wer will unter die Soldaten,
Der muss haben ein Gewehr;
Das muss er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel schwer;

Der muss haben an der Seiten
Einen Säbel spitz und scharf,
Dass er, wenn die Feinde streiten,
Schiessen und auch fechten darf;

Und ein Ross zum Galoppiren,
Und von Silber auch zwei Sporn,
Dass er kann den Gaul regieren,
Wenn er Sprünge macht im Zorn.

Einen Schnurrbart an der Nasen,
Auf dem Kopfe einen Helm —
Sonst, wenn die Trompeten blasen,
Ist er nur ein armer Schelm.

Güll.

f. Ehre Vater und Mutter!

Während des dreißigjährigen Krieges näherte sich einst das feindliche Kriegsheer der Stadt Pforzheim in Baden. Die Einwohner erschracken sehr, verließen Habe und Gut und entflohen. Auch Kaspar Maler, ein badischer Beamter, wollte sich mit seiner betagten Mutter und seinen Geschwistern über den Rhein flüchten. Aber wie sollte die alte, schwache Mutter, die nur mit Mühe den Weg in die nahe Kirche gehen konnte, fortgebracht werden, da nirgends ein Pferd zu haben war? Der Mutter war es jedoch nur um die Sicherheit der Kinder zu thun; sie begehrte, daß diese fliehen und sie zurücklassen sollten. Ihre grauen Haare, meinte sie, würden sie schützen, und sie hätte ohnehin nur wenige Tage mehr zu leben. Aber die Kinder waren nur um das Leben der Mutter besorgt und wollten nicht ohne sie fortgehen. Während dieses Streites der Kinder- und Mutterliebe fiel der Blick des Sohnes von ungefähr auf ein Wägelchen, das unbespannt im Hofe stand. „Hier ist ja, was wir brauchen," rief er freudig aus, eilte hinab und bereitete der Mutter einen bequemen Sitz auf demselben. Sogleich begann die Abreise. Die Kinder zogen abwechselnd das leichte Fuhrwerk; die übrigen trugen unterdessen das wenige Gepäck, das sie hatten zusammenraffen können. Sie gelangten glücklich über den Rhein und begaben sich nach Landau. Alle Leute waren durch den Anblick der Kinder gerührt, denen die Rettung ihrer Mutter das Theuerste war, und denen die Liebe zu ihrer Mutter so viel Kraft und Vertrauen gegeben hatte.

g. Die Kriegsbeute.

Im Jahre 1683 belagerten 300,000 Türken die Stadt Wien. Ihre Schaaren streiften weit und breit im Lande; sie verbrannten die Häuser, ermordeten die Eltern und schleppten die Kinder in das Lager vor Wien und wollten sie von dort wegführen in die Türkei, damit sie ihnen als Sklaven dienen sollten. Aber am 12. September kamen 50,000 deutsche und 15,000 polnische Krieger der Stadt Wien zu Hülfe. Sie besiegten das türkische Heer, erschlugen viele tausend Türken und jagten die andern in die Flucht: das ganze türkische Lager wurde die Beute des Christenheeres. Die Feldherren und Hauptleute bekamen, wie es sich von selbst versteht, die werthvollsten Beutestücke. Einige Tage nach der Schlacht waren die vornehmsten Krieger bei dem Erzbischof Kolonitsch von Wien eingeladen. Sie sprachen da auch von der Beute; der Eine freute sich des Goldes und des Silbers, das er gewonnen hatte, der Andere rühmte die schönen Pferde, wieder ein Anderer die kostbaren Waffen, die prächtigen Gewänder und Teppiche, kurz Jeder hatte seine Freude und seinen Stolz. Endlich sagten sie scherzweise zu dem Erzbischofe, daß er wohl allein leer ausgegangen sei, da ein geistlicher Herr doch nicht in die Schlacht ziehe. „Doch," erwiederte der Erzbischof, „ich habe auch eine Beute gewonnen, und eine viel kostbarere, als Ihr alle mit einander." Er schickte einen Diener fort; dieser kam nach einiger Zeit in den Saal zurück und ihm folgte eine ganze Schaar Kinder. „Diese Kinder hier habe ich nach der Eroberung des türkischen Lagers gewonnen; ihre Eltern sind von den Türken ermordet; sie haben Niemand mehr auf der Welt; darum habe ich sie angenommen und will sie erziehen und versorgen." Da sagten die Kriegsleute: „Ihr habt freilich die beste Kriegsbeute gemacht, Herr Erzbischof; wir Soldaten haben diese ganz übersehen."

h. Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Tagelöhner sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und es schneite und wehte entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder, alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden und sich kümmerlich als Schmiedegesell nährte, erbarmte sich des Taglöhners und gab ihm seinen Mantel.

Die Soldaten zogen fort — und sieh', am späten Abende kam ein junger, schöner Offizier, in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuze auf der Brust, in das Dorf geritten und liess sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Offizier erblickte, einen lauten Schrei: „O Gott, das ist ja mein Sohn Rudolf!" rief er, eilte auf ihn zu und umfasste ihn mit beiden Armen.

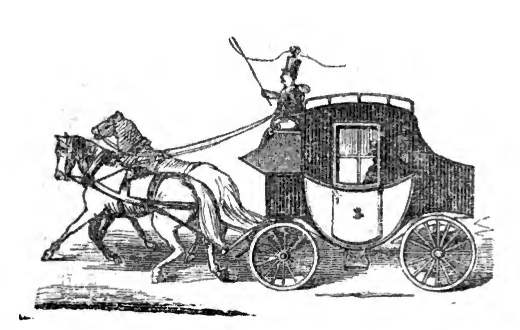
Rudolf hatte vor mehreren Jahren Soldat werden müssen und war wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben, seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Offizier geworden. Er wusste Nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedemeister gewesen war; allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt und aus der Erzählung des Wegweisers vermuthet, dass sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten nun vor Freude, und alle Leute, die umherstanden, weinten mit. Rudolf blieb die ganze Nacht bei seinem Vater und unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld und versprach, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: „Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Noth errettet."

Wer sich erbarmet fremder Noth,
Den segnet stets der liebe Gott.

4. Die Post.



Die Post gehört zu den nothwendigsten Anstalten einer Stadt, und ohne dieselbe könnte man jetzt gar nicht mehr fertig werden.

Unser Postgebäude liegt an einer sehr lebhaften Straße und grenzt mit der einen Seite an die Kaserne. Es sieht selbst wie eine kleine Kaserne aus und hat vier Stockwerke mit einer Masse von Fenstern. Zu dem Haupteingange

führt eine hohe Treppe, welche mit Marmorsäulen geziert ist. Durch die Hauptthüre gelangt man zu den vielen Stuben der zahlreichen Beamten, wovon jeder seine besondere Beschäftigung hat.

Die Thüre auf der andern Seite des Gebäudes ist zum Eingange für das Publikum bestimmt. Man tritt zunächst in einen großen mit Marmorplatten belegten Raum, dessen Decke von sehr schönen Säulen getragen wird. Rechts ist die Stelle, wo die Briefe und Zeitungen ausgegeben werden. Hier stehen zu gewissen Stunden des Tages eine Menge Leute und harren ungeduldig, bis die Schalter aufgehen, hinter denen sich die Postbeamten befinden. Jeder möchte gerne der Erste in der Reihe sein, damit er nicht zu lange zu warten braucht. Dadurch entsteht oft ein großes Gedränge. Die Kaufmannslehrlinge sind es besonders, die sich vordrängen und andere Leute auf die Seite zu schieben suchen. Dafür bekommen sie aber auch zuweilen einen derben Nasenstüber. Das thut ihnen wohl.

Im Hintergrunde des Zimmers, wo sich die Postbeamten befinden, steht an der Wand ein Gestell mit mehr als hundert Abtheilungen. Eine jede enthält Briefe, die eine für den Herrn A, die andere für den Herrn B u. s. w. Der Postbeamte gibt einem Jeden, was ihm zukommt, bis alle Anwesenden versorgt sind und nach Hause gehen.

Auf der andern Seite werden die Briefe angenommen und Freimarken ausgegeben. Auch hier drängt sich das Publikum in Haufen; aber es kann nur Einer nach dem Andern abgefertigt werden.

Draußen vor dem Gebäude befindet sich ein Kasten, in den man die Briefe hineinwerfen kann. Solcher Kasten gibt es noch viele in der Stadt, und wer wenig Zeit hat, braucht nicht bis zur Post zu laufen. Verschiedenemale

des Tages werden diese Kasten geleert und die Briefe zur Post gebracht. Das ist eine große Erleichterung für das Publikum.

Wer seine Briefe nicht auf der Post abholen läßt, dem werden sie durch den Briefträger in's Haus gebracht.

Das Postwesen ist eine herrliche Einrichtung, die man nicht genug loben kann. Hat man einen Freund, der viele hundert Stunden weit weg wohnt, so kann man sich doch mit demselben unterhalten, ohne daß man seine Stube zu verlassen braucht. Man schreibt ihm einen Brief und läßt denselben in den nächsten Postkasten werfen. Das ist Alles, was man zu thun hat. Die Postbeamten sorgen schon dafür, daß er an den Freund gelangt und wenn er auch am Ende der Welt wohnt.

Man sollte glauben, die Besorgung eines Briefes müsse sehr, sehr theuer werden. Das ist aber nicht der Fall; im Gegentheile ist es unglaublich billig: Ein Brief, welcher von einem Ende Deutschlands bis zum andern zu laufen hat, kostet nur einen einzigen Groschen, und dabei geht die Besorgung außerordentlich rasch. Wenn man am Rheine Abends einen Brief nach Berlin auf die Post gibt, so läuft derselbe während der Nacht bis zum Orte seiner Bestimmung und wird dem Empfänger Morgens auf den Frühstückstisch gelegt.

W. Herchenbach.

a. Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht,
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand, als der Mondenschein,
Wachte auf den Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All' der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher ward mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen;
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten nach Behagen.

Wald und Flur, im schnellen Flug
Kaum gegrüßt, gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber.

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden.

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade.
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade.

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unter'm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen."

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder.
Ob der todte Postillon
Stimmt in seine Lieder?

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Bügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

N. Lenau.

b. Der Brief.

Im Lande der Wilden wohnte ein reicher Mann, der einen großen Garten hatte, worin die schönsten Feigen wuchsen. Eines Tages pflückte er ein Körbchen voll von den süßesten ab und schickte sie durch einen Diener einem guten Freunde zum Geschenke. Zugleich gab er einen Brief mit, worin geschrieben stand, daß der Diener einen Korb Feigen bringe.

Von Lesen und Schreiben kannte der Diener Nichts, deßhalb steckte er den Brief arglos in die Tasche und wanderte fort. Da er sehr naschhaft war, so wandelte ihn bald die Lust an, ein paar von den Feigen zu essen. Sie schmeckten ihm so vortrefflich, daß er mehr und mehr davon aß, bis zuletzt der Korb leer war.

Was soll ich nun anfangen? dachte er. Aber er machte sich nicht viel Sorge, weil er glaubte, es habe ja Niemand seine Näscherei gesehen. Er wan=

derte also weiter und gab dem Freunde seines Herrn den Brief. Dieser öffnete denselben und las ihn. „Aber, wo sind denn die Feigen, wovon der Brief spricht?“ fragte er dann den Diener.

Dieser konnte nicht begreifen, daß der Brief sprechen sollte und schaute in denselben hinein. Als er dort die schwarzen Strichlein sah, gerieth er in große Angst und rief: „Ach, die kleinen schwarzen Geister, die haben mich belauscht und Alles verrathen!“ Und er lief, was er laufen konnte, zu seinem Herrn zurück und bekannte seinen Fehltritt.

W. Herchenbach.

c. Das Papier.

1.

Für zwei Pfennige, die du von der Mutter erhältst, kannst du einen grossen Bogen weisses Papier kaufen. Ehe aber der Bogen fertig ist, muss sehr viel Arbeit daran geschehen. Der Landmann streut den gelben Leinsaamen auf das Feld; der wächst in grünen Hälmchen in die Höhe und bekommt oben ein hübsches Blümchen, blau, wie der blaue Himmel. Das Blümchen fällt ab und an seine Stelle tritt ein Saamenknöpfchen. Die grünen Stengel nennt man Flachs. Wenn der Flachs gelb und reif wird, kommen die Mägde und raufen ihn aus. Jetzt geht für den Flachs eine schlimme Zeit an: Man zieht ihn durch eine grosse eiserne Gabel und reisst ihm alle die Köpfchen unbarmherzig herunter; dann wird er in das Wasser geworfen, und damit er ja nicht wieder herauskommen soll, wirft man Holz und Steine darauf. Denk' einmal, wenn du Tag und Nacht im Bache liegen solltest und dürftest nicht einmal Athem schöpfen an der freien Luft! Die Menschen ziehen ihn endlich wieder heraus; aber er ist faul und mürbe geworden. Man denkt, er müsse auseinanderfallen. Man gönnt ihm darauf ein wenig Ruhe und lässt ihn an der Sonne trocknen. Vor Gram und Schmerz ist ihm das Haar

weiss geworden, und doch wird er immer wieder von Neuem geplackt und geplagt. Zuerst werfen ihn die Menschen in einen heissen Ofen, dann schlagen sie mit Dreschflegeln auf ihn los, dass schier kein Glied an ihm ganz bleibt. Damit noch nicht zufrieden, stossen und stampfen sie ihn, dass ihm Stücke vom Leibe herunterfallen. O weh, du armer Flachs! Was noch von dir übrig geblieben ist, wird durch tausend spitzige Nadeln gezogen.

Im Winter holen die Mägde das Spinnrad und drehen die dünnen Fäserchen zusammen. Sie spinnen den Flachs zu Garn. Da liegt Fädchen bei Fädchen auf der Spule und das Stossen und Schlagen hat nun ein Ende; aber jetzt kommt der Leinweber und webt das Garn zu Tuch. Es ist noch ein wenig grau und unansehnlich; darum muss es auf die Bleiche. Es darf nun auf dem grünen Rasen liegen und die Grasspitzen und Maassliebchen mit seinen zarten Fäden befühlen. Wenn die Sonne heiss darauf brennt, giesst man aus der Giesskanne kühlendes Wasser darauf. Das ist wohl ein schönes Leben auf der sonnenhellen Wiese!

2.

Es ist Samstag Abend. Die Mutter hat alle ihre Kinderchen um sich versammelt im heimlichen Stübchen. Mitten in dem Stübchen steht ein Kübel mit Wasser. Der kleine Eduard wird ausgezogen und hineingesetzt. Er zappelt und strampelt mit Aermchen und Beinchen und platscht in dem warmen Wasser um sich.

Die Mutter thut Seife an den Waschschwamm und reibt den muntern Knaben, bis er vom Seifenschaum ganz weiss ist. Dann wäscht sie ihn recht blank und trocknet ihn an das frische Handtuch ab. Jetzt kommt Peter, dann Heinrich an die Reihe, bis sie Alle rein sind. Jedesmal, wenn einer gewaschen ist, nimmt die Mutter eines von den hübschen neuen Hemden und zieht es dem Kinde an. Ach, das sitzt so schön und angenehm, dass es eine Freude ist. Und diese Freude bereitet den Kindern der Flachs, der so viel gezwackt und geplagt wird.

Die Kinderchen springen am Sonntag viel herum; das reine Hemdchen wird schmutzig und muss oft gewaschen

werden. Von dem vielen Reiben wird es endlich so dünn, dass man die Fäden sehen und zählen kann. Wird es ein Loch, so setzt die Mutter ein neues Stückchen darauf; aber endlich zerreisst und verschleisst es so sehr, dass es zu einem Hemdchen nicht mehr taugt. Manchmal gebraucht es die Mutter noch zu etwas Anderm, bis es nur noch Fetzen sind. Jetzt ist es mit dem Hemde aus, meinst du. Aber da bist du im Irrthume: für das Hemdchen fängt jetzt ein neues Leben an.

3.

Zuweilen kommt eine arme Frau mit einem Korbe an unser Haus. In diesem Korbe hat sie Nadeln, Bänder, Stückchen Seife, Zwirn, kleine Schreibtäfelchen und allerlei niedliche Sachen. Die Mutter weiss schon, was sie will; es ist die Lumpensammlerin, die alle unbrauchbaren Läppchen zusammenholt. Die Mutter bringt den Lappenkorb; auch die Mägde suchen zusammen, was sie von Lappen haben. Die Lumpensammlerin nimmt mit Vergnügen alle die Läppchen, auch die kleinsten, und gibt dafür einige Stecknadeln, ein rothes Bändchen oder sonst eine Kleinigkeit. So wandelt sie von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf, bis sie einen grossen Sack voll hat. Das ist ein recht mühsames Handwerk und es wird doch wenig dabei verdient. Die Frau ist nur froh, wenn sie hier und da einen Teller warmer Suppe, ein Stück Brod oder einen Teller voll Gemüse erhält, um auch den Kindern Etwas mit nach Hause zu nehmen. Diese haben schon lange auf sie gewartet, weil sie so hungrig sind. Sie laufen ihr von Ferne entgegen und helfen ihr den schweren Sack und den Korb tragen.

In dem kleinen Häuschen setzt sich die Mutter auf den alten Stuhl und theilt die harten Brodrinden und was sie sonst hat, an die Kinder aus, die es mit grossem Appetit verzehren. Wenn die Kinder gegessen haben, bindet der kleine Johannes den Sack auf und schüttet die Lumpen auf den Boden. Das sieht kraus aus; es sind weisse, rothe, schwarze, leinene und wollene dabei. Die Kinder wissen schon, was sie zu thun haben; sie suchen sie sorgfältig auseinander und legen jede Sorte allein. Die Mutter bindet sie in eben so viele Bündelchen.

4.

Mitten im Felde steht ein grosses Haus mit einem hohen Kamin; es ist ein ordentlicher Thurm und er raucht Tag und Nacht. Inwendig in dem Hause klappert und rappelt es immerfort. Was mögen sie wohl drinnen machen? Ueber den Steg des Bächleins kommt die arme Lumpensammlerin auf das Haus zu. Sie schellt. Die Thüre geht auf; da können wir hübsch hineinschauen. Man nimmt ihr die Bündel ab, legt sie auf die Wage und gibt ihr ein Stück Geld. Ein Mann kommt und trägt die Lumpen die Treppe hinauf; dort ist eine Mühle, die mahlt sie zu kleinen Stücken. Aus der Mühle kommen die Stückchen in eine Stampfe, wo sie, mit Wasser vermengt, zu einem dünnen Brei zerstossen werden. Dieser Brei läuft über eine Menge von heissen Walzen, die alle von Rädern getrieben werden. In einem besondern Zimmer steht eine grosse Maschine, die arbeitet wie ein Mensch mit Armen und Beinen und hält die Räder immerfort am Laufen. — Vorn, wo die letzte Walze ist, kommt ein langer Papierstreifen heraus, der aus dem Lumpenbrei entstanden ist. Das Papier wird zu Bogen zerschnitten und verkauft. Das Gebäude, in welchem es gemacht wird, heisst Papierfabrik.

5.

Als das Papier ein Flachsstängelchen war, da ging es ihm, wie du weisst, sehr schlecht; dafür geht es ihm jetzt desto besser. Es kommt überall hin, zu Kindern und zu grossen Leuten, zum armen Manne und zum Könige. Aber, wo es auch hinkommen mag, Jeder weist ihm ein nettes, reinliches Plätzchen an und hütet es sorgfältig vor jedem Stäubchen. Oft muss es ganze Rollen Gold verwahren, oder Pflaumen, Rosinen und Mandeln, auch süsses Zuckerzeug und schöne Spielsachen. Ueberall ist es dabei, wo ein Fest gegeben wird; ohne Papier kann man Nichts fertig bringen. Je grösser und schöner die Häuser, desto mehr Papier ist drinnen. Die Gelehrten können desselben nicht genug bekommen, und ich habe schon sagen hören, ohne Papier könnte die Welt gar nicht bestehen.

Das Papier wird Alles gewahr, was in der Welt vorgeht. Wer etwas Wichtiges thun will, der sagt es dem Papier.

Geheimnisse, die kein Mensch wissen darf, das Papier weiss sie. Es ist merkwürdig, wie das Papier auf einmal in Ehren steht; man macht sogar Geld daraus und erhält dann für ein solches Stück Papier Alles, was das Herz begehrt.

Wenn es dir nun auch einmal schlecht geht, mein Kind, so denk' an den Flachs, denke: „Einmal wird es mir wohl gehen, im Himmel."

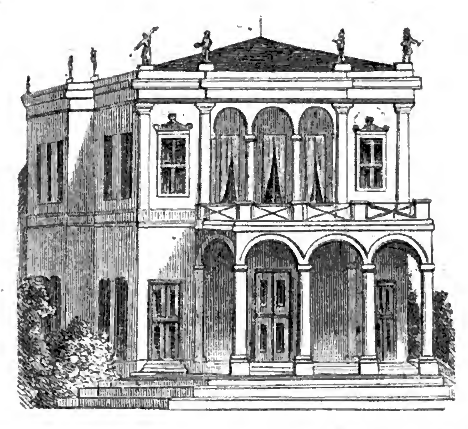
W. Herchenbach.

d. Der Schreiblehrer.

Ein schon ziemlich bejahrter Schreiblehrer, welcher der verstorbenen, allgemein verehrten Königin Louise von Preußen in ihrer Jugend zu Darmstadt im Schönschreiben Unterricht ertheilt hatte, faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerin vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an und ließ sich bei der Königin als ein alter Bekannter aus Darmstadt melden. Die Fürstin ließ ihn sogleich vor sich kommen und freute sich sehr, ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an ihrem Gespräche. Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen könne, daß er so ohne alles Interesse die weite Reise unternommen habe. Allein er versicherte, er brauche Nichts, sondern habe sein gutes Auskommen, und der einzige Beweggrund seiner Reise sei gewesen, seine ehemalige Schülerin nun als Mutter zu sehen. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag, daß er die Merkwürdigkeiten Berlins besehen und um ein Uhr sich wieder einfinden und zu Mittag mit ihm essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das Letzte anzunehmen, und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm in vollem Ernste und sagte ihm noch, sie wären ganz allein, er sollte nur kommen. Der Schreiblehrer fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ein kostbares goldenes Etui, auf welchem ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß befindlich war, und sagte zu ihm: „Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer! diese Kleinigkeit zum Andenken von Ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können." Der alte Mann, im höchsten Grade überrascht und gerührt, konnte keine Silbe hervorbringen; einige Thränen, die ihm über die Wangen herabrollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, es sei dafür gesorgt, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extrapost frei zurückreisen könne.

5. Das Theater.

Unser Theater steht auf dem Marktplatze nahe am Rathhause. Eine ziemlich breite Steintreppe führt zu einem Vorplatze. Hier erheben sich vier hohe



Säulen, auf denen ein Vorsprung des Gebäudes ruht. Zwischen den Säulen und den drei Thüren befindet sich ein mit Flurplatten belegter Gang, in welchem man vor dem Regen geschützt ist. Hier sammeln sich auch die Leute vor dem Beginne der Aufführung. Sobald die Thüren geöffnet werden, stürzen sie hinein und begeben sich an die Kasse, wo man die Billete lösen muss. Ohne Billet kann Niemand in das innere Gebäude.

Tritt man zu ebener Erde ein, so befindet man sich im sogenannten Parterre, wovon der mittlere Theil mit Bänken ausgefüllt ist; der vordere Theil, wo jeder Theaterbesucher einen besondern Stuhl hat, heisst Sperrsitz. Der hintere Theil ist vom Parterre abgeschlossen, liegt etwas höher und heisst Parterre-Loge.

Vor dem Sperrsitze, ganz nahe an der Bühne, sitzen die Musikanten. Die Notenbücher liegen auf den Pulten, die Instrumente stehen am Boden und an jedem Pulte brennt eine Lampe. Die Bühne ist durch einen grossen Vorhang verdeckt.

Hoch an der Decke des Saales hängt ein grosser Kronleuchter mit einer Menge von Flammen, welche

das Theater recht hell erleuchten; aber es sind auch noch im ganzen Gebäude und dicht vor der Bühne viele Lampen angezündet. Bei ihrem Scheine kann man sich das Innere genau betrachten. Ueber dem Parterre laufen ringsum die, von Säulen getragenen, Logen und über diesen die Gallerie. In den Logen versammelt sich die vornehme Welt, während auf der Gallerie die Handwerker und wenig bemittelte Bürger Platz nehmen. Oft ist es überall so gedrängt voll, dass es schwer hält, eine freie Stelle zu gewinnen.

Das Plafond oder die Decke des Saales ist mit schönen Bildern bemalt. Da sieht man die berühmtesten Dichter und Tonkünstler, sowie eine Menge von Gestalten aus der Götterlehre. Wer zum erstenmale hineinkommt, hat genug zu thun, sich all' die Herrlichkeiten anzusehen.

Wenn die Zeit zum Anfange gekommen ist, dann erhebt sich im Orchester oder Musikantenraume der Kapellmeister, tritt an sein Pult und gibt mit dem Dirigentenstabe ein Zeichen. Sogleich greifen die Musiker nach ihren Instrumenten und die Musik beginnt. Dann hebt sich der Vorhang in die Höhe und man sieht auf der Bühne die Schauspieler, welche sich reich herausgeputzt haben. Die Bühne ist gewöhnlich sehr schön geschmückt, so dass sich das Auge kaum satt daran sehen kann. Wer noch niemals im Theater war, der lässt sich leicht täuschen und glaubt, dass Alles, was dort vorgeht, die reine Wahrheit sei; aber es ist Alles nur Dichtung. Die Leute stechen sich unter einander todt und bleiben doch lebendig; sie gerathen in Zorn und sind doch nicht böse. Sie weinen und möchten doch lieber lachen. Sie nennen sich Bruder und Schwester und sind sich gar nicht verwandt. Heute ist der Schauspieler ein König und morgen ein Bettler. In Summa, man sollte glauben, dass sie Alle toll und voll wären.

Man muss nur gute Theaterstücke besuchen, schlechte aber wie die Pest meiden.

W. Herchenbach.

6. Das Telegraphenamt.

Eine der wunderbarsten Erfindungen der Neuzeit ist die Telegraphie. Wenn in alten Zeiten die Leute einen Brief fortschicken wollten, so mussten sie dazu einen besondern Boten nehmen, und dieser ging entweder zu Fuss oder er ritt zu Pferde. Natürlich brauchte der Bote, wenn der Weg lang war, viel Zeit, und die Bestellung eines Briefes wurde sehr, sehr kostspielig. Später richtete man die Briefpost ein, und nun ging es schon viel schneller, und da die Post viele Briefe auf einmal mitnahm, so kam die Bestellung auch viel billiger. Als endlich die Eisenbahnen aufkamen, da war den Leuten die Post viel zu langsam. Die Eisenbahn aber schaffte Rath, und mit ihrer Hülfe wurden die Briefe in sehr kurzer Zeit bestellt. Der Mensch ist aber ein sehr unzufriedenes Geschöpf; je mehr er hat, desto mehr will er haben und je gemächlicher ihm Alles gemacht wird, desto mehr verlangt er darnach, dass er es noch comoder habe.

Da erfand Jemand die Telegraphie, und mit ihrer Hülfe ist man im Stande, eine Nachricht viele hundert Meilen weit in wenigen Minuten zu verbreiten. Hast du eine Mittheilung an einen Freund in Amerika oder sonst wohin zu machen, so brauchst du nur auf das Telegraphenamt zu gehen und deinen Brief, den man dort Depesche oder Telegramm nennt, aufzugeben, so fliegt er mit der Geschwindigkeit des Blitzes durch die Welt, und es hält ihn Nichts auf, weder ein Fluss oder ein Berg, noch das Meer. In unglaublich kurzer Zeit hat der Freund aus Amerika deinen Brief in der Hand und kann dir in ebenso kurzer Zeit wieder Antwort geben.

Wie geht das zu? fragst du.

Nun, ich möchte dir's gern sagen, aber du würdest mich nicht verstehen, weil deine Kenntnisse zu gering sind. Später aber, wenn du mehr gelernt hast, sollst du es wissen. Für jetzt musst du dich damit begnügen, dass ich dir die äussere Einrichtung oberflächlich beschreibe.

Das Telegraphenamt ist ein Haus, in welchem die Depeschen angenommen werden. Der Beamte geht damit zu einem Instrumente, welches etwas Aehnlichkeit mit einem Klavier hat. Jede Taste bedeutet einen Buchstaben. Er drückt sie nieder und die Buchstaben werden an dem Orte, wo der Brief ankommen soll, sichtbar, so dass man den Brief lesen kann. Das kannst du nicht begreifen, nicht wahr? Von dem Instrumente gehen Drähte aus und diese Drähte laufen über Stangen oder durch den Erdboden bis zu der Stadt, worin der Brief ankommen soll. Die

Buchstaben selbst aber laufen nicht durch den Draht, sondern es ist eine geheime Kraft, welche am Endpunkte des Weges denselben Buchstaben anschlägt und es möglich macht, dass man den Brief ablesen kann.

Das ist gewiss eine schöne Erfindung, aber nichts destoweniger gibt es unzufriedene Leute, welche eine so schnelle Briefbeförderung noch eine Schneckenpost nennen. Es ist ihnen übrigens auch gar nicht recht, dass sie selbst nicht eben so schnell durch die Welt fliegen können, wie die telegraphischen Depeschen, und sie werden nicht nachlassen, zu grübeln und zu sinnen, bis sie Flügel erfunden haben, mit denen man sich wie ein Vogel in die Luft erhebt und nach einer beliebigen Richtung hinschiesst.

Wer weiss, womit die Erfindungen am Ende noch aufhören!

W. Herchenbach.

7. Das Schlachthaus.

Das Schlachthaus steht am Ende der Stadt und ganz nahe am Strome. Alle Metzger sind gezwungen, sämmtliches Vieh in diesem Hause zu schlachten. Es ist gross und sehr hübsch gebaut. An der einen Seite befindet sich ein grosses Thor, durch welches das Vieh in den Hof getrieben wird. Hier können sie dasselbe in die Ställe setzen oder aus dem Hofe auf die Weide treiben, bis es geschlachtet wird.

Das Schlachten geschieht in besonders dazu eingerichteten Räumen, wo Alles auf das Zweckmässigste eingerichtet ist. Es wird auch möglichste Rücksicht darauf genommen, dass die Thiere schnell sterben und nicht lange gequält werden.

Wie das Schlachten geschieht, dabei mag ich mich nicht aufhalten, weil es mir zu gruselig ist; es läuft mir schon eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich nur daran denke.

Das Blut und der Unrath laufen in einen Kanal und dieser Kanal geht in den Strom, so dass alle Unsauberkeit weggenommen wird.

Das Zerlegen des Fleisches geschieht in besondern Räumen, wo Alles recht blank und rein gehalten wird. In dem Schlachthause ist auch ein Eiskeller, wo das Fleisch aufbewahrt wird, damit es frisch bleibt und nicht in Fäulniss übergeht.

W. Herchenbach.

a. Das Lamm im Walde.

Mein Weg führte mich in der heißen Mittagsstunde durch die kühlen Schatten eines luftigen Buchenwaldes. Unter den Bäumen wuchs kein Gesträuch und kein Gebüsch; der Boden war mit langen Gräsern und mit reinlichem Moose bewachsen, nur den Fußpfad entlang bildeten dichte Haselstauden eine Art von Verzäunung. Ich wollte eben um eine Krümmung des Weges biegen, da begegnete mir ein liebliches Lamm, dessen weiße Wolle in das Licht der Sonne getaucht zu sein schien. Das Thierchen kam in eiligen Schritten gelaufen und seine Augen machten sehr ängstliche Blicke. Um den Hals trug es ein rothes Band. Es sah mich furchtsam an und sprang dann rasch über die untern Zweige der Stauden an mir vorbei. „Ach," dachte ich, „du hast dich gewiß von deiner Heerde verirrt; wüßte ich nur den Aufenthalt derselben, auf meinen Schultern wollte ich dich wieder zum Hirten tragen; so aber möge dich der Trieb deiner Natur auf den rechten Weg führen." Das gute Lämmlein war kaum aus meinen Augen, da kam ein großer Fleischerhund herangetrabt; die rothe Zunge hing aus seinem Maule. Hinter ihm her kam der Metzger selbst; er hatte ein Strickchen in der linken Hand und fragte mich, ob mir nicht ein Lamm begegnet sei.

Bone.

III. Der Garten.

1. Beschreibung des Gartens.

Zu einem Hause gehört gewöhnlich auch ein Stück Land, welches dazu dient, Küchenkräuter, Obst und Blumen darin zu ziehen. Das ist der Garten. Der Garten ist meistens von einer Hecke oder einer Mauer eingeschlossen. An demselben befindet sich dann auch eine Thür. Der

Garten ist durch breite Wege in Felder und durch schmale Wege in Beete eingetheilt. Die breiten Wege sind oft zu beiden Seiten mit Buxbaum bepflanzt. Solche Wege bleiben immer schön gerade, und das sieht hübsch aus. Auf den Beeten wachsen viele Pflanzen, als: Bohnen, Erbsen, Möhren u. s. w. Diese dienen den Menschen zur Nahrung und heißen Gemüsepflanzen oder Küchenkräuter. In manchen Gärten befinden sich auch viele Obstbäume und Sträucher, welche eßbare Früchte oder Obst tragen. Viele Leute ziehen in ihrem Garten auch Blumen; diese dienen den Menschen zum Vergnügen. Wie erfreuen uns nicht die Blumen durch ihre herrlichen Farben und ihren angenehmen Geruch! Ist der Garten mit einer Mauer umgeben, so stehen an derselben oft Spaliere, d. h. an Geländern gezogene Bäumchen oder Sträucher, z. B. der Weinstock, das Pfirsichbäumchen u. s. w. Oft ist in dem Garten auch eine Laube von Weinstöcken oder andern Pflanzen. In derselben steht eine Bank und ein Tisch. Bei schönem Wetter ist es angenehm, sich in der Laube aufzuhalten. Reiche Leute haben in ihrem Garten auch wohl ein Häuschen, welches aus Holz und Stein gebaut ist und Gartenhäuschen genannt wird. Wird in einem Garten nur Gemüse gezogen, so heißt er ein Gemüsegarten. Befinden sich nur Obstbäume in demselben, so ist er ein Baumgarten. Ein Garten, worin nur Blumen gezogen werden, heißt Blumengarten. — Es gibt Leute, welche die Kunst erlernt haben, Gärten sehr schön anzulegen und künstlich einzurichten. Zeichnet sich ein Garten durch solche künstliche Anlagen aus, so ist er ein Kunstgarten, und der Mann, welcher ihn bearbeitet, heißt Kunstgärtner.

Gewöhnlich liegen mehrere Gärten neben einander; einer stößt oder gränzt an den andern. Ist der Garten von einer Hecke oder Mauer umgeben, so bildet diese die Gränze desselben. Zwischen nicht eingefriedigten oder offenen Gärten befindet sich gewöhnlich eine Furche als Gränze.

Haesters.

a. Die Blumen.

Wer hat die Blumen nur erdacht,
Wer hat sie so schön gemacht,
Gelb und roth und weiß und blau,
Daß ich meine Lust d'ran schau'?

Wer hat im Garten und im Feld
Sie so auf einmal hingestellt?
Erst war's doch so hart und kahl,
Blüht nun Alles auf einmal.

Wer ist's, der ihnen allen schafft
In den Wurzeln frischen Saft,
Gießt den Morgenthau hinein,
Schickt den hellen Sonnenschein?

Wer ist's, der sie alle ließ
Duften noch so schön und süß,
Daß die Menschen, groß und klein,
Sich in ihren Herzen freu'n?

Wer das ist und wer das kann
Und wer nicht müde wird daran?
Das ist Gott in seiner Kraft,
Der die lieben Blumen schafft.

Hey.

b. Das bittere Blümchen.

Eine Mutter ging an einem Frühlingstage mit ihrem Töchterlein hinaus in das Gebirge. Und als sie nun draussen waren, freute sich das Mägdlein der vielen Blumen und Pflanzen, die am Wege standen und blühten.

Aber vor allem Andern hatte sie Wohlgefallen an einem Blümchen, das war klein und zart, und seine Farbe war röthlich und schön. Minna — denn also hiess das Mädchen — brach das Blümchen und betrachtete es mit Freude und küsste es und roch daran und konnte nicht aufhören, es zu preisen.

Aber bald wurde es dessen überdrüssig und satt. Sie verlangte noch grössere Freude an dem Blümchen zu haben und steckte es in den Mund und wollte es essen.

Aber was folgte nun? Minna kam in vollem Laufe zur Mutter und weinte und rief: „O liebe Mutter, das Blümchen war so schön von Gestalt und Farbe, und da ass ich es; aber nun ist es so bitter, dass es mir inwendig den Mund ganz kraus zieht. O, pfui der bösen, hässlichen Blumen!“ —

So sagte das Mägdlein. Aber die Mutter antwortete und sprach: „Mein liebes Kind, warum schmähst du die Blümchen? Sie sind doch immer noch so schön von Gestalt und Farbe wie zuvor, und geben einen lieblichen Geruch; ist das nicht viel und genug? Man isset ja auch die Blümchen nicht.“

Krummacher.

c. Die Schlüsselblume.



Die Schlüsselblume gehört mit zu den lieblichsten Erscheinungen des Frühlings. Aus der Mitte einer grünen Blätterrose erhebt sich ein schlanker, aufrechter Stengel, der an der Spitze eine größere Anzahl Blüthen von schöner Farbe und lieblichem Geruche trägt. Bienen und Hummeln besuchen sie und saugen Honig daraus, und die Mägdlein pflücken sie mit dem blauen Veilchen zum wohlriechenden Fensterstrauche. Die Namen „Schlüsselblume“ und „Himmelsschlüsselchen“ hat man ihr gegeben, um damit anzudeuten, daß sie den Frühling eröffnet und den heitern Himmel und die schöne Blumenwelt uns aufschließt. Auch der Name „Primel“, den sie führt, heißt „Erstling des Frühlings“.

A. Lüben.

d. Die Schlüsselblume.

Willkommen mir
Goldblümchen hier,
Die auf den Wiesen
Zuerst uns grüssen!

Auf's Neue seh'
Nach Frost und Schnee
In eurer Blüthe
Ich Gottes Güte.

Der gute Gott!
Er schickt nach Noth
Und kurzen Leiden
Uns wieder Freuden.
Wie schmücket euch
Der Thau so reich!
Wie hell ihr flimmert
Und glänzt und schimmert!

So mild bedenkt
Euch Gott — so tränkt
Er Laub und Rose
Und Eich' und Moose!
Fest baue ich,
Mein Gott, auf dich;
Du sorgst nicht minder
Für deine Kinder.

Chr. Schmid.

e. Maienglöckchen und die Blümchen.

Maiglöckchen läutet in dem Thal,
Das klingt so hell, das klingt so fein:
So kommt zu Reigen allzumal,
Ihr lieben Blümelein, ihr lieben Blümelein!

Die Blümchen blau und gelb und weiß,
Die kommen all' herbei, :,:
Vergißmeinnicht und Ehrenpreis,
Zeitlos' und Akelei. :,:

Maiglöckchen spielt zum Tanz im Nu,
Und alle tanzen dann, :,:

Der Mond sieht ihnen freundlich zu,
Hat seine Freude d'ran. :,:

Den Junker Reif verdroß das sehr,
Er kommt in's Thal hinein; :,:
Maiglöckchen spielt zum Tanz nicht mehr,
Fort sind die Blümelein! :,:

Doch kaum der Reif das Thal verläßt,
Da rufet wiederum :,:
Maiglöckchen zu dem Frühlingsfest,
Und läutet bim, bam, bum. :,:

Nun hält's auch mich nicht mehr zu Haus,
Maiglöckchen ruft auch mich: :,:
Die Blümchen geh'n zum Tanz hinaus,
Zum Tanze geh' auch ich. :,:

Hoffmann v. Fallersleben.

f. Das Kind und sein Blümchen.

Ward ein Blümchen mir geschenket,
Hab's gepflanzt und hab's getränket.
Vögel kommt und gebet Acht!
Gelt, ich hab' es recht gemacht?

Sonne, laß mein Blümchen sprießen!
Wolke, komm', es zu begießen!
Richt' empor dein Angesicht,
Liebes Blümchen, fürcht' dich nicht!

Und ich kann es kaum erwarten,
Täglich geh' ich in den Garten,
Täglich frag' ich: „Blümchen sprich,
Blümchen, bist du bös auf mich?“

Sonne ließ mein Blümchen sprießen,
Wolke kam, es zu begießen;

Jedes hat sich brav gemüht,
Und mein liebes Blümchen blüht.

Wie's vor lauter Freude weinet,
Freut sich, daß die Sonne scheinet;
Schmetterlinge, fliegt herbei,
Sagt ihm doch, wie schön es sei!

H. Hoffmann.

g. Lob des Maienblümleins.



Maienblümlein so schön,
Mag euch gern blühen seh'n
Draussen im Freien,
Im grünen Maien.
Blümlein in Garten und Wiese,
Keine so schön sind, als diese.

Maienblümlein, so süss,
Seid aller Liebe gewiss.
Draussen im Garten
Von allen Arten
Blümlein in Garten und Wiese
Keine so lieb sind, als diese.

Maienblümlein, so jung,
Seid doch nicht gross genung,
Müsst euch bemühen,
Wachsen und blühen:
Blümlein auf duftiger Wiese,
Keine so jung sind, als diese.

h. Vergißmeinnichts Name.

Als der liebe Gott Himmel und Erde erschaffen, und Alles, was auf der Erde ist, da benannte er die Pflanzen. Und es kamen Blumen von mancherlei Art, die der Herr bedeutungsvoll mit Namen benannte. „Aber,“ fügte er hinzu, „gedenket des Namens, den euch der Herr, euer Gott, gegeben.“

Siehe, da kam bald darauf ein Blümchen, angethan mit der Farbe des Himmels, bläulich schimmernd und gelb, und fragte: „Herr, wie hast du mich genannt? Ich habe meinen Namen vergessen.“

Und der Herr sprach: „Vergißmeinnicht!“ — Da schämte sich das Blümchen und zog sich zurück an den stillen Bach, in das dunkle Gebüsch zur Einsamkeit und trauerte. Wenn es aber Jemand sucht und pflückt, dann ruft es ihm zu: „Vergißmeinnicht!“

Cosmar.

i. Der Ursprung der Rose.



Den Rosenzweig benagt ein Lämmlein auf der Weide,
Es thut's nur sich zur Lust; und thut's nicht ihm zu Leide.

Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur; es ward davon nicht nackt.

Das Flöckchen hielt der Dorn mit scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.

Sie sprach: „Thu' auf die Hand und gib das Flöckchen mir,
Und ist das Nest gebaut, sing' ich zum Danke dir.“

Er gab, sie nahm und baut, und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

Rückert.

k. Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: „Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könntest du dir noch Etwas erbitten, wie gerne würde ich es dir gewähren.“

„So schmücke mich mit einem neuen Reize“ — flehte darauf der Rosenstrauch.

Und der Blumenengel schmückte die Königin der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da in bescheidenem Schmuck, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechtes.

Krummacher.

1. Die Aster.

Ein frommes Knäblein entschlief in der Gartenlaube, mitten unter den Blumen. Da träumte ihm, es treten drei Engel in Knabengestalt zu ihm. Und er sprach mit ihnen und zeigte ihnen die schönen Blumen alle. Dann gab er jedem ein schönes Sträußchen und sagte zu ihnen: „Wenn ihr morgen wieder vom Himmel herunter kommet, so bringet mir dafür ein anderes Sträußchen von da droben mit. O, im Himmel müßt ihr ja viel schönere Blumen haben, als wir auf der Erde." „Die haben wir auch," antwortete ein Engel; „aber wir können sie nicht herunter bringen. Siehst du die Sterne am Himmel leuchten? Das sind die Blumen des Himmels. Sie sind nicht in Erdreich gepflanzt, sondern hinein in die unendlichen Räume der Luft, und sie nähren sich nicht von Sonnenstrahlen, sondern von Gottes Augenlicht. Jedoch will ich dir morgen ein kleines, kleines Körnchen von einer solchen Blume mitbringen; das wollen wir in deine Erde pflanzen und dann sehen, was daraus wird." Die Engel verschwanden darauf. Und am andern Morgen kamen sie wieder und brachten ein hellschimmerndes Körnlein. Das gruben sie in die Erde und begossen es alle Morgen und Abend mit frischem Wasser. Und unser Büblein erzählte es allen Kindern im Dorfe, daß er einen Stern in seinem Garten gesäet habe. Und die Kinder kamen alle Tage, um zu sehen, ob der Stern noch nicht aufgehen wolle. — Und siehe, da erwuchs im Herbst eine schöne und bunte Blume

von runder Gestalt, und sie hatte rings umher viele schmale Blättlein und sah gerade aus, wie ein schöner Stern. Die Kinder trugen der Blume Wasser in ihren Händen zu und nannten sie mit dem himmlischen Namen Aster; denn Aster heißt verdeutscht ein Stern. — So hat es dem Büblein geträumt, und wahrhaftig! das war ein himmlisch schöner Traum.

Nach Gubitz.

m. Die Kirsche.

1. In Robert's niedlichem Gärtchen stand
Ein Bäumchen, gepflanzt von seiner Hand.
Am lieblichen Bäumlein im ersten Jahr
Ein einziges Kirschlein zu sehen war;
Doch glänzte das Kirschlein so roth wie Gluth,
Und schien von Geschmacke gar süss und gut.

2. Und Robert, mit lächelndem Angesicht,
Die röthliche Kirsche vom Bäumlein bricht
Und eilt mit der Kirsche dem Vater zu:
„Da, bester der Väter, da, nimm sie, du!“
Der Vater, sich weigernd, die Kirsche nimmt.
Sein freundliches Auge in Thränen schwimmt.

3. Die Kirsche seit Jahren vergessen schien,
Da wandelte Robert zum Garten hin.
Im prächtigen Garten, auf weitem Raum,
Erhebt sich ein prangender Kirschenbaum;
Und zwischen der schattigen Blätter Grün
Wohl tausend der herrlichsten Kirschen blüh'n.

4. Der Vater den Knaben nun sanft umschliesst
Und freundlich ihm Wangen und Lippen küsst.
„Sieh, Robert,“ so spricht er, „der Baum ist dein:
Ihn trug jener einzigen Kirsche Stein.
Auf dem, was ein Kind seinen Eltern thut,
Der reichlichste Segen des Himmels ruht.“

Chr. Schmid.

n. Die Blumenwahl.

Ein Gärtner hatte drei liebe Kinder, Rudolph, Albert und Lieschen mit Namen. Munter gingen sie eines Tages in dem Garten umher und betrachteten mit Lust die Pracht und Schönheit der mannigfaltigen Blumen.

„Sag' einmal, lieber Bruder!“ fing Rudolph an, „welche Blume gefällt dir am besten?“ — „Vor jeder andern gefällt mir die Lilie,“ erwiderte Albert; „denn sieh' nur, sie ist so schön weiss wie neugefallener Schnee und glänzend wie ein milder Sonnenstrahl; sie ist so gross und dabei doch so lieblich gestaltet.“

„Du hast übel gewählt, mein Bruder!“ sprach nun Lieschen, seine Schwester. „Mag die Lilie immerhin schön sein, so fehlt ihr doch, was uns jede Blume vorzüglich werth macht: die Annehmlichkeit des Wohlgeruchs. Da ist mir die Nelke viel lieber; denn sie ist wohl eben so schön und wohl noch schöner, als deine Lilie, und dabei voll des lieblichsten Geruches.“

„Keines von euch, ihr lieben Geschwister! hat noch das Beste gewählt,“ sprach jetzt Rudolph, der ältere Bruder. „Meine Lieblingsblume ist die Rose; ihr Geruch ist viel feiner, als Nelkengeruch, und ihr Vorrang ist schon längst entschieden; sie ist und bleibt für immer die Königin der Blumen.“

Kaum hatte Rudolph dieses gesprochen, so erschien der Vater in dem Garten, und Albert und Lieschen erzählten ihm hastig den Wettstreit und baten, er möchte entscheiden und sagen, welcher Blume wohl er den Vorzug einräumte.

„Lasset, ihr Lieben, den unnützen Streit!“ sagte der Vater. „Mir ist eine Blume so lieb und werth wie die andere, wenn jede zu der Schönheit und dem Nutzen erwächst, wozu der Schöpfer die Kraft in sie legte. Wenn jede die Bestimmung erreicht, wozu ich sie in den Garten gepflanzt habe, dann sehe ich jede mit Herzenslust an, pflege ihrer ohne Unterschied und bewahre sie mit zarter Sorgfalt. Wenn sie mir aber in dem Keime oder in der Blüthe verderben und so die Mühe der pflegenden Hand mit Undank vergelten: dann werden sie ausgerissen, die eine so gut, wie die andere, und in die Grube geworfen, in welcher das Unkraut vermodert.“

„Nun sehet, liebe Kinder! die Welt ist Gottes Garten, und jeder Mensch eine Blume, welche Gottes Hand dahin pflanzte. Der Mensch sei nun Tagelöhner oder Bürger, Edelmann oder auch König: wenn Jeder mit Treue wandelt in seinem Berufe und die Bestimmung erreicht, wozu ihn Gottes Hand schuf, so ist dem lieben Gott der Eine so lieb und werth, als der Andere; denn vor Ihm gilt nicht das Ansehen der Person, sondern einzig die Treue. Verfehlt aber der Mensch seine Bestimmung und gibt sich dem Verderben der Welt hin, so wird er auch vor Gottes Angesicht verworfen, ohne Unterschied, der König mit seiner Krone nicht minder, als der Bettler im Zwillichkittel.

2. Der Buchs oder Buchsbaum.

Kein Gewächs verdient so wenig den Namen eines Baumes, wie der Buchsbaum; denn er ist zwergenhaft klein und hält sich meistens als unscheinbarer Strauch am Boden. Wenn er sich einen Baum nennt, so ist das nur so eine Redensart von ihm, und wenn man der Sache auf den Grund geht, so ist es eine reine Prahlerei mit seinen Urgrossältern, welche im südlichen Europa zu Hause sind. Dort allerdings, wo er immer warme Luft und Sonnenschein hat, wird er baumgross und darf sich schon unter seinen Namensvettern sehen lassen; aber hier im Norden, wo ihm die Kälte in die Glieder geschlagen ist, sollte er doch hübsch bescheiden sein und sich einen Strauch nennen. Die Grosssprecherei sitzt ihm aber einmal im Blute und desshalb hat er sogar die Courage, sich Palm oder Palme schimpfen zu lassen.

Prosit die Mahlzeit! Palmen sehen in unsern Augen ganz anders aus; sie sind wahre Herrschaften gegen den Buchs und sie würden's ihm wahrhaftig krumm nehmen, wenn sie seine Unverschämtheit kännten. Allerdings streut man seine Zweige bei Prozessionen auf den Weg, wie in Jerusalem die Palmzweige, aber das ist auch Alles. Weil der Maikäfer fliegen kann, darum ist er noch lange kein Adler.

Wie sieht er denn aus?

Seine immergrünen Blätter sind oval, die gelbliche Blume kopfförmig und steht in den

Blattwinkeln. Bei uns dient er meistens zur Einfassung der Garten- und Blumenbeete; das ist so ziemlich Alles, was ich von ihm zu sagen wüsste. Doch halt! wir dürfen nicht ungerecht sein und ihm alle Tugenden absprechen. Sein dichtes, gelbes Holz ist doch auch Etwas werth. Der Schuster bedient sich der Nägel oder eigentlich der Pinne aus Buchs, um die Schuhsohlen zu befestigen; der Instrumentenmacher macht Flöten und Klarinetten daraus. Auch wird es gebraucht, um Holzschnitte darauf zu stechen.

Am Palmsonntage werden die Zweige gesegnet und auf den Acker gesteckt. Das ist ein rechtes Fest, an welches ich immer mit Wohlgefallen zurückdenke.

W. Herchenbach.

a. Die Palmenweihe.

Es war wieder Frühling geworden. Der Lenz zog sein grünes Gewand an; in jedem Knopfloch steckten Blumen und Blüthen und die weichen Locken dufteten von aufbrechenden bunten Knospen. So zog der lachende Jüngling über Feld und Wald und lockte mit Bienengesang und hellen Vogelliedern die Langschläfer unter den Pflanzen auf die Erde. Hie und da reckte dann auch einer sein Köpflein in die Höhe, schaute verwundert umher und freute sich, daß der lange Winter endlich vorüber war.

Wenn man von dem jungbelaubten Waldberge herabkam, sah man drunten im Thal den Weidenhof mit seinen fruchtbaren Aeckern und großen Gärten liegen, und es war ein Blick wie in ein stilles Paradies; denn über dem Hause, den Gärten und den Feldern ruhte ein sabbatlicher Gottesfriede. Es wurde dem Beschauer ordentlich wohl zu Muthe und er beeilte sich, schneller hinabzukommen, um bei dem Hofeigenthümer, dem alten Kilian, vorzusprechen.

Kilian war im Garten beschäftigt, und seine beiden Söhne, Pius und Nabor, gingen ihm dabei zur Hand.

„Vater," sagte Pius, „morgen ist Palmenweihe. Unser Buchsbaum wuchert wild über die Wege und muß dieses Jahr umgelegt werden. Dazu könnten wir keinen bessern Tag wählen als heute."

„Das ist wahr," sagte Nabor; „es wird eine Menge von dem Buchs ausfallen, den bringen wir dem Herrn Pfarrer zum Segnen. Jedes Jahr ist Palmenmangel in der Kirche, weil die Leute die Gartenwege nicht einhegen wie wir. Der Ueberfluß wäre wahrhaftig nicht besser anzuwenden."

„Hab' auch schon daran gedacht," antwortete der Vater lächelnd; „ich denke, wir machen uns gleich daran." Er stieß den Spaten in die Erde und hob die Sträuchlein heraus, welche die Knaben mit fröhlichem Geplauder von der anklebenden Erde befreiten und der Größe nach in Häufchen ordneten. Die längsten Zweige wurden mit besonderer Sorgfalt bei Seite gelegt, denn die waren für die Kirche bestimmt. Obschon sie noch nicht mit Weihwasser besprengt waren, so hatten sie in den Augen der Kinder wegen ihrer Bestimmung doch schon einen höhern Werth, weßhalb sie sich auch in Acht nahmen, daß sie nicht mit den Füßen darauf traten.

Nach einer Stunde war der Haufen der auserlesenen Palmzweige so groß geworden, daß er einen weiten Waschkorb ausfüllte. Die Knaben sprangen jubelnd in's Haus und riefen nach der Schwester Maria; sie sollte das fromme Geschenk dem Herrn Pfarrer überreichen helfen. Maria mußte immer dabei sein, wenn es galt, irgend eine kleine Freude zu genießen; sie wäre ihnen sonst nicht vollständig gewesen.

Das Schwesterchen war gleich bereit. Der schwere Korb wurde auf einen Schiebkarren geladen, und fort ging's mit lebhaftem Geplauder. Auf dem grünen Wiesenteppich streckten die weißen Maaßliebchen mit den rothen Spitzen ihre Köpfchen aus dem Grase und blinkten gar lieblich im Thaue, über den Weg kroch hier und dort ein rothes Schnecklein, dem sie einen guten Morgen zuriefen; in den Büschen sprangen und sangen die Vögel, im Bache huschten die glatten Fischchen nnd auf dem grauen Acker pickten die Krähen nach Engerlingen, und über dem Ganzen lachte die strahlende Sonne.

Es war nichts Neues, was sie da sahen; aber es kam ihnen doch Alles so herrlich und festlich vor, als träte es ihnen heute mit einem besondern Glanze und einer stillinniglichen Fröhlichkeit entgegen.

Hinter dem Berge kam jetzt die Spitze des Kirchthurmes zum Vorschein, und gerade, als ob er die Kinder begrüßen wolle, fingen die Glocken an zu läuten.

„Wie das so feierlich klingt!" sagte Nabor.

„Glaub's wohl," entgegnete Pius; „sie verkünden ja auch, daß morgen der Heiland in Jerusalem einreitet."

„Und daß die Leute Palmzweige auf den Weg streuten," setzte Maria hinzu.

Sie unterhielten sich über den Einzug Jesu in Jerusalem, bis das hübsche Dorf mit seinen reinlichen Häusern vor ihnen lag. Hier war Alles in einer außergewöhnlichen Geschäftigkeit. Die Leute hatten ihr Zinn und Porzellangeräth aus den Häusern getragen; hoch aufgeschürzt standen die Frauen und Mädchen dazwischen und scheuerten Deckel, Kannen und Kessel mit weißem Sande. Was gesäubert war, lag schon glänzend auf den Haken und die Sonne trocknete alle Feuchtigkeit davon. Morgen mußte Alles blank sein: Wände, Decken und Dielen, Stuhl und Tisch. Der Heiland sollte bei seinem Einzuge innen und außen kein Stäublein finden.

Der Schiebkarren rollte jetzt über den mit weißen Kieselsteinen gepflasterten Weg zum Pfarrhause hin. Der alte würdige Herr mit den frischrothen Wangen ging eben in dem kleinen Hausgarten auf und ab und betete im Brevier.

Maria schritt an das weiße Staket, wünschte ihm einen guten Morgen und sprach: „Einen schönen Gruß von Vater und Mutter und da schicken sie Ew. Hochwürden etwas Palm für den morgigen Festtag."

Der Pfarrer lüpfte sein schwarzes Sammtkäppchen, trat zu ihnen und antwortete: „Der gute Kilian hilft uns so oft aus der Noth, daß

wir ihm zu großem Danke verpflichtet sind. Aber Kinder, was für prächtige Zweige habt ihr mir da gebracht! Das wird ja morgen ein besonderes Fest werden."

Er nahm einen Zweig nach dem andern in die Hand und lobte sie so sehr, daß sie ganz roth wurden und Nichts darauf zu sagen wußten. Dann nahm er sie bei der Hand und führte sie in sein Studierzimmer, wo all' die dicken Bücher standen, deren goldene Titel ihnen wie geheimnißvolle Räthsel entgegen leuchteten. Pius konnte es nicht unterlassen, an einen der Schränke zu treten und diese Titel zu buchstabiren.

„Was der Herr Pfarrer für ein grundgelehrter Mann sein muß," dachte er.

„Die Bücher gefallen dir wohl," sagte der Pfarrer. „Am Ende möchtest du wohl auch ein Studierter werden?"

„Wenn das ginge, möchte ich's sehr gerne," antwortete Pius; „aber ich wüßte es nicht anzufangen."

„Nun, da kann Rath werden," lächelte der Pfarrer vergnügt. „Mit deinem anschlägigen Kopfe ist es gerade kein Hexenwerk. Weißt du was, nach Ostern kommst du alle Morgen ein paar Stunden nach der Messe zu mir, dann fangen wir das Lateinische an; hernach, wenn du schon hübsch vorgeschritten bist, bringt dich dein Vater in die Stadt, da wird sich's schon machen."

„Und da könnte ich ein Pfarrer werden?" fragte Pius mit leuchtenden Augen.

„Ei freilich; aber erst Student, dann Kaplan und zuletzt Pfarrer."

Dem Pius gingen diese Worte wie eine Prophezeiung im Kopfe herum und er nahm sich vor, nicht nachzulassen, bis sie in Erfüllung gegangen sei. Der Herr Pfarrer beschenkte die Kinder mit hübschen Heiligenbildern und entließ sie mit vielen Grüßen an die lieben Eltern; als sie nach Hause kamen, suchte Pius zuerst seine Mutter Margaretha auf, und theilte ihr mit, was der Pfarrer gesagt hatte.

Sie schloß den Knaben in ihre Arme, küßte ihn und antwortete: „Da hast du einen schönen und rechtschaffenen Gedanken, mein Kind. Wenn es dein voller Ernst damit ist, dann soll dir Nichts in den Weg gelegt werden; aber ich sage dein voller Ernst, und prüfe dich, ehe ich mit dem Vater spreche."

„Aber Mutter, es ist wirklich mein voller Ernst," antwortete Pius. „Ich hab' schon hundertmal darüber nachgedacht, aber ich fürchtete mich, davon zu sprechen, weil es so schrecklich viel Geld kostet; und dann dachte ich auch, ich würde es nicht in meinen Kopf bekommen, was Alles nöthig ist."

„Nun," erwiederte Margaretha, „das Geld wollen wir schon zusammen sparen; ich habe schon ein Sümmchen zurückgelegt, und wenn es wirklich dein ganzer Ernst ist, dann hilft der liebe Gott beim Studieren schon vorwärts."

Vergnügt hüpfte er nun in den Garten, wo der Vater noch mit Palmausheben beschäftigt war. Ob Nabor und Maria schon geplaudert hatten? Es schien fast so; denn Kilian schaute seinen Jungen zuweilen von der Seite an und lächelte still vor sich hin.

„Jetzt wollen wir unsere Palmkerzen machen," sagte Nabor und brachte drei lange, weiß lakirte Stöcke herbei, deren Spitzen mit einem hübschen Kreuze versehen waren. Papa Kilian hatte dieselben schon lange vorher anfertigen lassen und bis heute aufgehoben.

Maria mußte nun ihre Geschicklichkeit zeigen und die hübschesten Buchsbaumzweige an steifen, gebogenen Draht binden. Solcher Zweige

wurden dann zwei und zwei gegenüber an den Stab befestigt. Sie ging dabei mit einer Sorgfältigkeit zu Werke, daß Kilian vergnüglich schmunzeln mußte. „Recht so, Maria," sprach er; „was der Kirche gilt, kann nicht schön und zierlich genug sein. Halte das immer so bei, es wird dir ein gutes und reines Herz bewahren."

Pius und Nabor beneideten die Schwester fast, weil sie so sehr gelobt wurde; sie beeiferten sich deßwegen in ihren Handreichungen und da Maria nicht so kräftig mit dem Drahte binden konnte, so stritten sie sich um den Vorrang, es abwechselnd thun zu dürfen.

Bald waren die drei Palmkerzen fertig und wurden noch einmal nach allen Seiten besichtigt. Wo noch ein Zweiglein oder ein Blättlein sich vorwitzig nach der Seite neigte und dem hübschen Bogen ein etwas unordentliches Ansehen gab, da wurde es entweder angebunden oder abgeschnitten. Endlich war Nichts mehr zu bessern; die Kinder brachten sie in die Fremdenstube, den besten Platz des Hauses, und sehnten sich nach dem morgigen Tage.

Beim Abendessen durfte Pius auch dem Vater seinen Wunsch wegen des Studierens vortragen. Er hörte ihm mit lächelnden Mienen zu und antwortete: „Ja, mein Junge, das sind ganz hübsche Gedanken, wenn sie nur auch ausgeführt werden. Ich habe manchen Buben gekannt, dem es hinter dem Pfluge zu schmutzig war und der lieber in gewichsten Stiefeln und in feinen Handschuhen einherstolzirte. Der wollte dann studieren und ein Herr werden; aber was haben die Meisten gelernt? Flausen machen und Geldverthun. Nachher brachten sie's nicht zum Herrn, und zum Bauern waren sie gründlich verdorben. Willst du so Einer werden?"

„Nein, so Einer sicher nicht!" antwortete Pius. „Wenn ich studiere, soll's auch rechtschaffen geschehen und ich will nicht eher aufhören, bis ich mein' Sach' kann."

„Das läßt sich hören," entgegnete Kilian. „Will mir die Sache einmal mit dem Herrn Pfarrer überlegen. Bis nach Ostern pressirt's ja nicht, und in den Festtagen hast du Zeit, dein Herz zu prüfen und Gott um eine richtige Einsicht zu bitten. Jetzt aber wollen wir unser Abendbrod verzehren."

Am folgenden Morgen schien die Sonne so schön, daß die Kinder es nicht lange im Hause aushielten, sondern noch vor dem Frühstücke eine Weile im Garten umhersprangen. Mutter Margaretha legte indessen die Festtagskleider, die Gebetbücher und Rosenkränze zurecht. Nach dem Frühstücke putzten sie sich; kein Stäubchen durfte auf den Kleidern bleiben, kein Fältchen unrecht sitzen. — Nun wurde es allgemach Zeit zum Hochamte; die Kinder holten ihre Palmkerzen herbei und schritten mit dem Vater und der Mutter züchtiglich aus dem Hause. Sonst machten sie sich nicht viel daraus, wenn Staub und Schmutz an den Schuhen hängen blieben; heute aber maßen sie jedes Schrittchen ab und vermieden die feuchten Stellen, damit sie ja recht sauber in der Kirche ankämen. —

Auf dem Wege gesellten sich ihnen noch andere Kinder zu. Sie schritten ebenfalls sittsam und bescheiden einher, äugelten aber doch unter dem Gehen mitunter nach den Palmkerzen, um zu sehen, wer die schönste habe. Ihre Bemerkungen flüsterten sie einander leise in die Ohren, denn die Anwesenheit der Eltern erlaubte es nicht, daß sie laut ihre Meinungen austauschten.

Unterdessen hoben im Dorfe die Glocken zu läuten an. Feierlich schollen die erhabenen Klänge durch das von Blüthen und Sonnenglanz strahlende Thal und über die waldbekränzten Berghäupter hinweg und

stimmten die Kirchgänger, welche jetzt auf allen Wegen herbeiströmten, zur Andacht. Im Dorfe sah man nur geputzte Leute und fröhliche Kinder; alle versammelten sich auf dem Kirchhofe, wo die alten, bemoosten Steinkreuze auf die Schlummernden unter dem Rasen hinwiesen.

Wie sehr dieser Ort auch zur Stille und Betrachtung einlud, so wurde es unter den Knaben und Mädchen von den verschiedenen Dörfern doch allmählig laut, denn von jeher bestand eine gewisse Eifersucht zwischen ihnen, und jedes wollte bei der Palmenweihe den Vorrang behaupten. Die Knaben stellten ihre Kerzen an der Kirchenmauer in der Reihe auf, maßen die Länge, prüften die Schönheit der Zweige, die Zierlichkeit der Zusammensetzung und machten jedes Blättchen zum Gegenstande der Unterhaltung. Die Mädchen gingen zwar bei ihrer Vergleichung etwas stiller zu Werke, aber die Eifersucht fehlte auch bei ihnen nicht.

Endlich nach langem Harren ging die große Kirchenthüre auf und die Menge strömte hinein. Während die Erwachsenen in den Stühlen Platz nahmen, stellten sich die Kinder auf dem Chore auf, die Mädchen rechts und die Knaben links vom Altare.

Die drei vom Weidenhofe schielten unwillkürlich nach dem großen Korbe, den sie gestern gebracht hatten, und das Herz klopfte ihnen laut, als sie ihn sahen; es dünkte ihnen doch ein großes Glück, daß gerade von ihrem Palm unter die Leute vertheilt werden sollte. Jetzt kam der Priester, verrichtete die üblichen Gebete und besprengte dann erst den Korb und nachher die Palmkerzen der Kinder mit dem geweihten Wasser. Mit einem heiligen Schauer fingen sie die Tropfen auf und waren noch einmal so andächtig, wie an einem gewöhnlichen Sonntage.

Nach der Messe durften Pius und Nabor die Büschel aus dem Korbe nehmen, von Bank zu Bank gehen und Jedem ein Zweiglein überreichen. Eine größere Ehre hätte ihnen nicht widerfahren können. Zu Hause angekommen, wurden die Zweiglein von den Stäben losgebunden und im Hause vertheilt; denn über jeder Thüre, hinter dem Spiegel und an dem Weihbrunnen gehörte nach altem frommem Gebrauch und Herkommen ein Palmzweig. Maria trug die Zweige, Nabor den Stuhl und Pius steckte die Zweige an den richtigen Ort.

Als dieses geschehen war, mußte Maria den Weihbrunnen bringen und Mutter Margaretha in die Ställe folgen, wo sie das Futter der Thiere segnete, darin dem alten Herkommen folgend, das in ihrer Familie üblich geworden. Sie schrieb dem Besprengen mit Weihwasser die Kraft zu, daß ihr Vieh während des Jahres vor bösen Seuchen bewahrt werde.

Die Stunde des Mittagessens war nun gekommen. Margaretha hatte den Tisch mit feinem Gebild überbreitet und das schwere Silbergeschirr aufgelegt, welches nur an den höchsten Festtagen auf den Tisch kam. Alles glänzte von Nettigkeit und Sauberkeit und reizte den bereits geschärften Appetit noch mehr.

Vater Kilian tauchte einen Palmzweig in das Weihwasser, segnete nach Herkommen die Suppe und sprach das Tischgebet. Während des Essens, welches Allen ganz vortrefflich mundete, mußte Pius den Einzug Jesu in Jerusalem erzählen, und er entledigte sich dieser Aufgabe mit so viel Geschick und Klarheit, daß Kilian in seinem Herzen dachte: „Der Junge hat wirklich ein frommes Gemüth und einen schichtigen Kopf; es wäre eigentlich Schade, wenn er nicht hinter die Bücher käme! Will doch mit dem Herrn Pfarrer darüber eingehend reden.“

Auf dem Lande begnügen sich die Leute nicht damit, am Sonntage eine Messe zu hören; sie gehen auch am Nachmittage in die Vesper

oder in die Complet. Wer das versäumte, den würde man für einen gottlosen, wenigstens für einen sehr leichtsinnigen Menschen halten. Es bedarf also keiner Versicherung, daß die ganze Familie vom Weidenhof Nachmittags noch einmal zum Dorfe pilgerte. Aber auch damit war die heutige Feier noch nicht ganz abgethan. Nach der Vesper sprach Kilian zu seinen Kindern: „Jetzt wollen wir den Feldzug halten.“

Sie wußten schon, was das zu bedeuten hatte. Fröhlich holten sie die übriggebliebenen Palmzweige herbei und trippelten vergnügten Herzens hinter dem Vater her. Zuerst wurde im Garten Halt gemacht. „Kinder,“ sagte Kilian, „im Laufe eines Jahres ziehen viele böse Hagelwetter und verheerende Gewitter über die Aecker her und ein einziger solcher Sturm verdirbt oft in wenigen Stunden die Hoffnung eines ganzen Jahres; deshalb wollen wir ein geweihtes Palmzweiglein in die Erde stecken und den lieben Gott durch ein andächtiges Gebet anflehen, unsere Aecker mit bösem Wetter zu verschonen.“

Jetzt war der Pius wieder bei der Hand; mit leichten Schritten pflanzte er den geweihten Buchs in den Boden, drückte ihn recht fest, damit ihn der Wind nicht mitnehme und betete dann zur Abwehr des Hagelschlages ein andächtiges Vaterunser vor.

Vom Garten ging's in's Feld. Der Roggen sproßte schon recht kräftig empor und auch der Weizen ließ sich gut an. Ueberall wurden die Palmen eingesetzt und nirgends das Gebet, welches bei allem menschlichen Thun die Hauptsache, ist, vergessen. „Nun wollen wir das Uebrige dem lieben Gott überlassen,“ sprach Kilian. „Er wird unsern Fleiß nicht zu Schanden werden lassen.“

„Aber werden wir nicht auch einen Sprung in den Wald thun?“ fragte Pius. „Mir däucht, es könnte nicht schaden, wenn wir auch dort einen geweihten Zweig in den Grund stecken.“

So zogen sie den Berg hinauf und freuten sich an dem jungen Laube und den Liedern der Vögel.

Für Kilian hatte diese Wallfahrt noch einen andern Nutzen. Oben zwischen den grünen Buchen begegnete ihnen der Herr Pfarrer, den die Sonne und die milde Luft ebenfalls in's Freie hinausgetrieben hatten. „Gut, daß ich Sie treffe,“ sagte Kilian, indem er ehrfurchtsvoll den Hut lüpfte; „ich habe da den Pius, der hockt gern in den Büchern und ist schwach von Körper; wird wohl niemals ein rechtschaffener Bauer.“

„Weiß schon,“ unterbrach ihn der Pfarrer, „und um nicht viel Umschweife zu machen, rathe ich Ihnen, den Pius studieren zu lassen. Gleich nach Ostern geben Sie ihn mir in die Lehre, damit ich einen tüchtigen Anfang mit ihm mache, und den Herbst thun Sie ihn in die Stadt. Es wird schon mit ihm gehen, denn er hat Verstand und guten Willen.“

Da wandte sich Kilian gegen Pius um und sagte: „Also du wirst ein Studierter. Lass' dir morgen beim Sattler einen Tornister machen.“

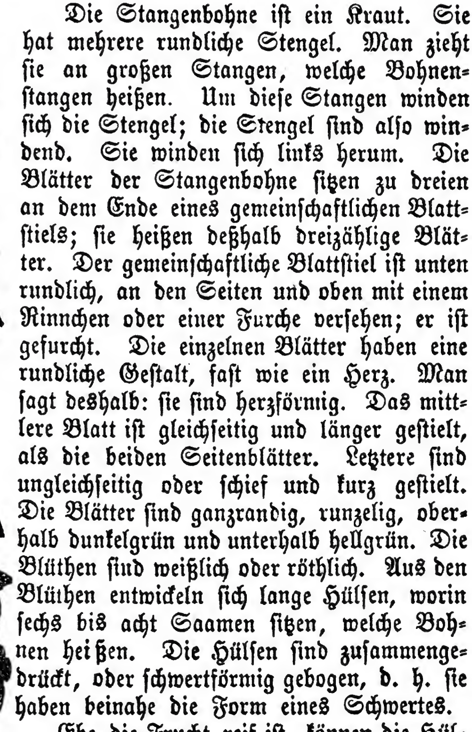
„Jetzt möchte ich aber nach Hause laufen und es der Mutter sagen,“ antwortete Pius. „Darf ich?“

„Ja, lauf' nur!“

Pius schoß dahin und nach wenigen Minuten hing er der Mutter am Halse und weinte Freudenthränen. Margaretha drückte ihn mit stürmischer Freude an das Herz und lispelte: „Sieh', Pius, das möchte ich noch erleben, wenn du drüben im Dorfe die erste heilige Messe liesest.“ Dann ging sie rasch an den Wäscheschrank und zählte nach Art sorglicher Mütter nach, was er an Hemden und sonstiger Leinwand besaß; es war ein langes Register, aber sie meinte doch, sie werde wohl noch ein Dutzend nähen müssen.

W. Herchenbach.

3. Die Stangenbohne (Veitsbohne).



Die Stangenbohne ist ein Kraut. Sie hat mehrere rundliche Stengel. Man zieht sie an großen Stangen, welche Bohnenstangen heißen. Um diese Stangen winden sich die Stengel; die Stengel sind also windend. Sie winden sich links herum. Die Blätter der Stangenbohne sitzen zu dreien an dem Ende eines gemeinschaftlichen Blattstiels; sie heißen deßhalb dreizählige Blätter. Der gemeinschaftliche Blattstiel ist unten rundlich, an den Seiten und oben mit einem Rinnchen oder einer Furche versehen; er ist gefurcht. Die einzelnen Blätter haben eine rundliche Gestalt, fast wie ein Herz. Man sagt deshalb: sie sind herzförmig. Das mittlere Blatt ist gleichseitig und länger gestielt, als die beiden Seitenblätter. Letztere sind ungleichseitig oder schief und kurz gestielt. Die Blätter sind ganzrandig, runzelig, oberhalb dunkelgrün und unterhalb hellgrün. Die Blüthen sind weißlich oder röthlich. Aus den Blüthen entwickeln sich lange Hülsen, worin sechs bis acht Saamen sitzen, welche Bohnen heißen. Die Hülsen sind zusammengedrückt, oder schwertförmig gebogen, d. h. sie haben beinahe die Form eines Schwertes.

Ehe die Frucht reif ist, können die Hülsen mit den Bohnen gegessen werden. Man schneidet sie auch in Stückchen und macht sie als Wintergemüse ein. Wenn die Frucht reif ist, werden die Bohnen ohne Hülsen gegessen und heißen alsdann weiße Bohnen. Die Bohnen sind eine angenehme und nahrhafte, aber schwer verdauliche Speise.

Haesters.

a. Bohnenlied.

Die Bohne schlief im Erdenschooß
Und hatte dunkle Träume;
Es schälte sich ihr Herzlein los,
Es regte sich im Keime.

Als Sonne schien und Regen fiel,
Da bog sie rasch den Rücken;
Sie hob den Grund mit ihrem Stiel,
Um in das Licht zu blicken.

Noch trug sie's Mützchen auf dem Haupt,
In welchem sie geschlafen;
Doch schau', wie sie's herunterklaubt,
Als sie die Strahlen trafen!

Sie strählte ihre Locken hell
Und flocht sie voller Bänder,
Und schlang um Hals und Hüften schnell
Die schönsten Blattgewänder.

Sie schwang sich auf den Tannenzweig
Und ließ die Aeuglein schweifen,
Und streckte ihre Händchen gleich,
Um Alles zu ergreifen.

Die Sonne kam und küßte sie
Und that gar lieb und hold;
Da schwoll ihr Herz, ich weiß nicht wie,
Zu duft'gem Blüthengold.

Das blitzte gar so wunderbunt
Hinauf, hinab die Reihen;
Man hörte manchen Käfermund
Sich voll Entzücken freuen.

Und wer sie sah, der mußte steh'n
Und saugen ihre Düfte,
Der mußte in die Kelche seh'n
Und jubeln in die Lüfte.

So ging es lustig, Tag um Tag,
So lang der Strahl so milde;
Der aber brannte nach und nach
Wie Feuer auf's Gefilde.

Da rankten um den Tannenzweig
Statt Blüthen lange Schoten;
Die Bohne aber wurde bleich
Und wankte zu den Todten.

Das hat die Sonn' mit ihrer Gluth,
Das hat die Sonn' verbrochen.
Ach Gott, das lust'ge Bohnenblut,
Es mußte bald verkochen.

W. Herchenbach.

b. Bohnenkönig.

Die Mutter hat den Teig gemengt,
Sie backt den Königskuchen;
Und wem das Glück die Bohne schenkt,
Der braucht nicht lang zu suchen.

Wir setzen ihm die Kron' auf's Haupt
Und wählen ihm Minister;
Dem Volk ist Scherz und Lust erlaubt,
Und Niemand blicket düster.

Wir trinken klaren Pumpenwein
Und singen helle Lieder;
Der König schenkt dem Hofstaat ein,
Denn Alle sind wir Brüder.

Wir bringen einen Fackelzug
Und singen wie die Alten,
Und wer die dicke Trommel schlug,
Muss eine Rede halten.

Damit der König zahlen kann,
Gibt Jeder einen Heller
Und legt ein Stückchen Marzipan
Der Kön'gin auf den Teller.

Und ruft die Mutter uns zu Bett,
Dann danket ab der König.
Das Bohnenspiel ist gar zu nett,
Zum Frohsinn braucht man wenig.

W. Herchenbach.

c. Strohhalm, Kohle und Bohne.

In einem Dorfe wohnte eine arme, alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammengebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herd ein Feuer zurecht, und damit es desto schneller brennen sollte, zündete sie es mit einer Hand voll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf den Boden neben einem Strohhalm zu liegen kam; bald darauf sprang auch eine glühende Kohle von dem Herde zu Beiden herab. Da fing der Strohhalm an und sprach: „Liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?“ Die Kohle antwortete: „Ich bin zu gutem Glück dem Feuer entsprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgesetzt, so war mir der Tod gewiss; ich wäre zu Asche verbrannt.“ Die Bohne sagte: „Ich bin auch mit heiler Haut davongekommen; aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden.“ „Wäre mir denn ein besseres Schicksal zu Theil geworden?“ sprach das Stroh. „Alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen lassen; sechzig hat sie auf einmal gepackt und um's Leben gebracht. Glücklicher Weise bin ich ihr zwischen den Fingern durchgeschlüpft.“ —

„Was sollen wir nun aber anfangen?“ sprach die Kohle. „Ich meine,“ antwortete die Bohne, „weil wir so glücklich dem Tode entronnen sind, so wollen wir uns als gute Gesellen zusammenhalten, und, damit uns hier nicht ein neues Unglück ereilt, gemeinschaftlich auswandern in ein fremdes Land.“

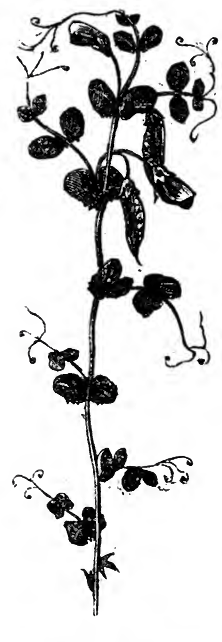
Der Vorschlag gefiel den beiden andern, und sie

machten sich mit einander auf den Weg. Bald aber kamen sie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, so wussten sie nicht, wie sie hinüber kommen sollten. Der Strohhalm fand guten Rath und sprach: „Ich will mich querüberlegen, so könnt ihr auf mir, wie auf einer Brücke hinübergehen.“ Der Strohhalm streckte sich also von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur war, trippelte auch ganz keck auf die neugebaute Brücke. Als sie aber in die Mitte gekommen war und unter sich das Wasser rauschen hörte, ward ihr doch angst; sie blieb stehen und getraute sich nicht weiter. Der Strohhalm aber fing an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach. Die Kohle rauschte nach, zischte, wie sie in das Wasser kam, und gab den Geist auf. Die Bohne aber, die vorsichtiger Weise noch am Ufer zurückgeblieben war, musste über die Geschichte lachen, konnte nicht aufhören und lachte so gewaltig, dass sie zerplatzte. Nun war es ebenfalls um sie geschehen, wenn nicht zum guten Glück ein Schneider, der auf der Wanderschaft war, sich an dem Bache ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidig Herz hatte, so holte er eine Nadel und Zwirn heraus und nähte sie zusammen. Die Bohne bedankte sich bei ihm auf's schönste; aber da er schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben seit der Zeit alle Bohnen eine schwarze Naht.

Grimm.

4. Die Erbsen.

Die Erbse ist rund, wie ein Hagelkorn. Je nach der Sorte wird sie im Garten oder im Felde gebaut. Es gibt der Spielarten eine ganze Menge,



die wir hier nicht alle aufzählen und beschreiben können. Die Erbse gehört zu den Kräutern und sie entsteht und vergeht in wenigen Monaten. Die Blätter sind zweipaarig, die Blättchen eirundlich, die Schmetterlingsblüthen weiß, roth oder gesprenkelt. Aus den Blüthen entwickeln sich ziemlich lange Schoten, in welchen die Erbsen dicht neben einander liegen. Von den Zuckererbsen werden die Schoten, so lange sie noch jung sind, mitgegessen; von den sogenannten Dübberbsen aber ißt man nur die runden Körner oder Erbsen; aber wenn sie alt und hart werden, sind sie ungenießbar.

Wenn die Erbse im Boden gekeimt hat, streckt sie sich allmählig in die Höhe, wirft die Erdschöllchen, welche über ihr liegen, auf die Seite und kommt an das Tageslicht. Sonnenschein und Regen entwickeln sie rasch, aber sie fühlt sehr bald ihre Hülflosigkeit und streckt nach allen Seiten ihre dünnen Ranken wie Fingerchen aus, mit denen sie sich an Alles, was sie nur finden kann, festklammert. Steht keine stärkere Staude in der Nähe, so muß sie elend am Boden hinkriechen, und dann bringt sie nur wenig und schlechte Früchte. Der Gärtner weiß das recht gut und kommt ihr deshalb zu Hülfe, indem er Reiser mit möglichst vielen Zweigen zwischen sie steckt. An diesen klettern

und ranken sie sich in die Höhe und bilden einen dichten Wald von Blättern, Stengeln und Blüthen, zwischen welchen Luft, Sonne und Regen freien Spielraum haben.

Die Blüthen und also auch die Schoten kommen nicht alle zu gleicher Zeit; das ist sehr gut für die Küche, denn man kann zu verschiedenen Zeiten davon pflücken und hat mehrere Wochen ein wohlschmeckendes Gericht.

Die Felderbsen werden erst dann gegessen, wenn sie gelb und reif geworden sind. Sie sind eine rechte Winterkost und werden von vielen Leuten, besonders wenn Sauerkraut und Schweinefleisch dabei ist, als ein Leckerbissen betrachtet.

W. Herchenbach.

a. Die Erbsen.

Ein Taschenspieler erhielt die Erlaubniss, vor einem Fürsten seine Kunststücke zu machen. Er trat mit einer Schale voll eingeweichter Erbsen in das Gemach, liess sich eine Nadel vorhalten und warf mit den Erbsen so sicher, dass sie allemal an der Nadelspitze stecken blieben. Der Fürst schickte dann einen Diener fort und dieser kam mit einem gefüllten Sack zurück. Der Künstler freute sich sehr, denn er glaubte, der Sack werde voll Goldstücke sein. Als man aber auf Befehl des Fürsten den Sack öffnete, erblickte man Nichts, als Erbsen. Und der Fürst sprach: „Da euer Kunststück den Menschen Nichts nützt, so werden sie es wohl auch schlecht lohnen, und es könnte euch bald an den nöthigen Erbsen mangeln. Desshalb habe ich euch damit versehen.“

Befass' dich nicht mit solchen Dingen,
Die keinem Menschen Nutzen bringen.

b. Das Lied von dem Saamenkorne.

Der Sämann streut aus voller Hand
Den Saamen auf das weiche Land,
Und, wundersam! was er gesät:
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schooß
Und wickelt es im Stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret nackt und klein,
Und fleht um Thau und Sonnenschein;
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm
Und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgeh'n
Und muß in Wind und Wetter steh'n.

Doch schadet ihm kein Leid und Weh':
Der Himmel deckt mit weißem Schnee
Und deckt der Erde Kindlein zu,
Dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht:
Die Lerche singt, das Korn erwacht;
Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n
Und schmückt das Feld mit frischem Grün.

Voll krauser Aehren schlank und schön,
Muß nun die Halmensaat ersteh'n.
Und, wie ein grünes stilles Meer,
Wogt sie im Winde hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht im stillen Glanz,
Geschmückt mit gold'nem Aehrenkranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht; gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

Matthias Claudius.

c. Das Rübsaamenfeld.



„Was hast du in der Hand, Mütterchen?“ fragte Riekchen. „Es ist wohl eine Düte? Was ist in der Düte?“

Die Mutter öffnete sie ihr. Es waren kleine dunkelbraune Körner darin.

„Kann man die Körner essen?“ fragte sie weiter. „Schmecken sie süss?“

„Nein,“ antwortete die Mutter, „man kann sie nicht essen. Aber die Vögelchen picken sie gern, und wir bekommen auch Oel davon.“

Riekchen: Sollen die Vögelchen aus der Düte sie picken? Oder willst du Oel davon machen?“

Mutter: Die Vögelchen sollen diese Körner nicht picken; ich will auch kein Oel daraus pressen. Gib Acht, was ich damit machen werde.

Die Mutter ging in den Garten und Riekchen folgte ihr neugierig nach. — Dort nahm sie eine Hand voll Körner und streute sie auf das Land; dann wieder eine Hand voll, bis die Düte leer war. Darauf nahm sie eine Harke und zog damit feine Erde über die Körner. Verschwunden waren alle Körnchen. — Riekchen schaute genau hin, aber sie konnte kein Körnchen mehr erblicken.

„Warum hast du die Körner begraben?“ fragte sie. „Nun können die Vögelchen sie nicht finden und aufpicken. Warum hast du die braunen Körnchen begraben?“

Mutter. Ich habe die braunen Körnchen freilich begraben; aber sie werden grün wieder hervorkommen und golden werden. Darauf werden sie verbleichen und sich bräunen.

Riekchen. Heute Abend oder in dieser Nacht?

Mutter. Nein, warte ein wenig. Es wird Alles eintreffen, was ich gesagt habe.

Es war im Herbste und es regnete bald. Riekchen musste in der Stube bleiben und klagte über das böse Wetter. Aber als sie wieder in den Garten kam, war das Gartenstück grün; denn der liebe Gott hatte es mit seinem Regen befeuchtet. „Das sind die Körnchen!“ rief die Mutter. Und bald wurde das Feldchen noch grüner.

Aber nun wurde es kalt und es fiel Schnee. Alles wurde weiss; auch das Gärtchen wurde weiss.

„Nun wird Alles erfrieren,“ jammerte das Kind.

Mutter. Nein, es wird die Saat nicht erfrieren. Hat doch der liebe Gott ein Bettchen darauf gedeckt.

Riekchen. Wo ist denn das Bettchen?

Mutter. Der Schnee ist das Bettchen und er erwärmt die Saat.

Riekchen. Der Schnee ist ja Eis; wie kann der Schnee ein Bettchen sein?

Mutter. Sind doch die Flocken so weich wie Federn, und sie schmiegen sich an die Pflanzen und beschützen sie vor dem kalten Winde. Kalt ist wohl der Schnee, aber noch kälter ist der Winter jetzt.

Riekchen konnte bald darauf gar nicht mehr in den Garten gehen; denn es war strenger Winter. Sie blieb in der warmen Stube, sah aber oft durch's Fenster in den Garten. Dort hatte der liebe Gott noch lange seine Decke ausgebreitet und die Pflänzchen blieben unter der warmen Decke am Leben. Endlich schmolz der Schnee und das Gartenstück stand noch in frischerm Grün als vorher.

Es kam der Frühling und immer dichter wurde das Grün, so dass man vor den breiten Blättern keine Erde mehr sehen konnte. Endlich schossen zarte Stengel empor und auf einmal sah das ganze Feldchen goldgelb aus.

Da bat Riekchen: „Mütterchen, lass' uns in den Garten gehen. Die Körner sind nicht mehr braun, sie sehen auch nicht mehr grün aus und die weisse Decke ist schon lange weg. Alles glänzt von lauter Golde."

Und die Mutter ging mit ihr in den Garten.

Riekchen. Was riecht so angenehm?

Mutter. Das Gold hier riecht so angenehm. Der liebe Gott hat das Land mit Regen besprengt und die Sonne darauf scheinen lassen. Darum duften die goldenen Blüthen wie wohlriechendes Wasser.

Viele Tage blühte die Saat mit ihrem goldenen Schimmer und erfüllte mit starkem und doch angenehmen Geruch den ganzen Garten.

Endlich verwelkte das Gold und es wuchsen kleine Hülsen. In den Hülsen waren Körner. Die Körner und Hülsen sahen grün aus. Endlich wurden die Hülsen blass und gelblich, fast wie das Stroh aussieht, und die Körnchen wurden braun. Diese sammelte die Mutter; aber es waren ihrer vielmal mehr als vorher. Sie bewahrte sie auf; nicht mehr in einer Düte, sondern in einem grossen Sacke, der ganz voll wurde.

Mutter. Ist das nun nicht Alles eingetroffen, was ich dir im vorigen Jahre gesagt habe? — Welche Farben hast du auf dem Gartenstücke gesehen? — Wie sahen die Körner aus?

Riekchen. Sie sahen braun aus.

Mutter. Und wie die Pflänzchen und Stengel?

Riekchen. Grün.
Mutter. Und wie das wärmende Bettchen?
Riekchen. Weiss.
Mutter. Und wie die Blüthe?
Riekchen. Gelb wie das Gold.
Mutter. Und wie die Hülsen und Körnchen im Anfange?
Riekchen. Grün wie die Erbsenschoten und die unreifen Aepfel.
Mutter. Und wie die Hülsen zuletzt?
Riekchen. Blass und bleich wie ein Greis.
Mutter. Und wie die Körnchen zuletzt?
Riekchen. Wieder braun, wie der geröstete Kaffee.
Mutter. Was habe ich nur gethan?
Riekchen. Du hast nur die Körnchen ausgestreut und mit lockerer Erde bedeckt.

„Aber der liebe Gott," setzte die Mutter hinzu, „hat das Feld grün gemacht und mit Schnee wunderbarlich erwärmt und die Saat blühen und reifen lassen. Denn der Herr lässt durch Regen und Sonnenschein alle Pflanzen erquicken; er lässt Alles wachsen und gedeihen.

d. Die kleine Wohlthäterin.

Es war ein kalter, strenger Winter. Da sammelte die kleine Mina, die einzige Tochter wohlthätiger Eltern, die Krümmchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Dann ging sie hinaus, zweimal am Tage, auf den Hof und streute die Krümmchen hin. Und die Vöglein flogen herbei und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte.

Da belauschten sie die Eltern und freuten sich des lieblichen Anblicks und sprachen: „Warum thust du das, Mina?" Es ist ja Alles mit Schnee und Eis bedeckt," antwortete Mina, „daß die Thierchen Nichts finden können; nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren." Da sagte der Vater: „Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen!" Die kleine Mina antwortete: „Thuen denn nicht andere Kinder wie ich, so wie auch die reichen Leute die armen verpflegen?" — Und der Vater war mit Mina zufrieden und hatte das Kind lieb.

e. Die Singvögel.

Ein freundliches Dörfchen war mit vielen fruchtbaren Obstbäumen umgeben. Diese blühten und dufteten im Frühlinge auf das Lieblichste. Auf ihren Aesten und in den Hecken umher nisteten und sangen allerlei muntere

Vögel. Im Herbste aber waren alle Zweige mit Aepfeln und Birnen beladen. Da fingen einige böse Buben an, die Nester der Vögel auszunehmen. Diese zogen daher von dem Orte nach und nach ganz weg. Man hörte an den schönen Frühlingsmorgen keinen Vogel mehr singen; in den Gärten war es daher still und traurig. Die schädlichen Raupen aber, welche sonst von den Vögeln weggefangen wurden, nahmen überhand und frassen Blätter und Blüthen ab. Die meisten Bäume standen kahl da, wie mitten im Winter. Sonst hatten sie köstliches Obst in Ueberfluss getragen, — von nun an musste man dieses beinahe ganz entbehren.

f. Der Käfer.

Ein kleiner Käfer schwirrte vergnügt um's Bäumchen her; allein im Garten irrte ein wilder Bub' umher.

Er fängt das arme Thierchen, und packt's bei seinem Bein, und bindet's an ein Schnürchen, das arme Käferlein.

Er spottet seiner Wunden, er freut sich seiner Noth. Doch, ach! in wenig Stunden war's arme Thierlein todt.

Du arger Bub', was haben die Käfer dir gethan? Ach, aus dem bösen Knaben ward bald ein böser Mann!

g. Der Kuhhirt.

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaume, bemerkte er, dass einige reife Kirschen auf demselben hingen. Die glänzten ihm röthlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da liess er das Thier allein und kletterte auf den Baum.

Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sah, ging davon und brach in den Garten und frass Blumen und Kräuter nach ihrem Gelüste; Anderes zertrat sie mit den Füssen. — Als der Knabe diess sah, ward er sehr entrüstet, sprang von dem Baume auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind und schmähte und schlug es jämmerlich.

Da trat der Vater, der Alles gesehen hatte, zu dem Knaben, sah ihn ernst an und sprach; Wem

gebührt solche Züchtigung, dir, oder dem Thiere, das nicht weiss, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt, als das Thier, welches du leiten solltest? Und nun übest du solch' unbarmherziges Gericht und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde!

Da schämte sich der Knabe und erröthete vor dem Vater.

IV. Das Feld.

1. Beschreibung des Feldes.

Wenn wir aus dem Dorfe oder aus der Stadt heraustreten, so kommen wir in das Freie. Da erblicken wir große Stücke Land, welche mit vieler Mühe zubereitet und mit allerlei Pflanzen bebaut sind. Solche Landstücke nennt man Felder oder Aecker. Diese sind gewöhnlich nicht mit Mauern, Zäunen oder Hecken umgeben. Der Landmann oder Bauer düngt und bereitet mit dem Pfluge und anderem Ackergeräthe das Feld gehörig zu, und dann streut er den Saamen aus oder: er säet. Dieß geschieht gewöhnlich im Frühjahre. Manche Fruchtarten werden auch im Herbste gesäet. Daß die Saat keimt, schießt, halmt, Aehren und Frucht trägt, das macht der liebe Gott. Auf dem Felde werden verschiedene Pflanzen gebaut. Am häufigsten baut man Getreide, als: Weizen, Korn oder Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen und Dinkel. Wie schön ist ein Aehrenfeld, besonders wenn es wogt oder wallt! Wie herrlich geschmückt ist es durch Winden, Raden, Kornblumen! Sperlinge, Tauben und Elstern holen sich gerne ihre Körner aus den Getreidfeldern. Die dankbarsten Bewohner derselben sind die Lerchen, welche dankend und jubelnd die Lüfte durchziehen. Ist das Getreide reif, so wird es geschnitten, getrocknet, in Garben gebunden, nach

Hause gefahren und dann gedroschen. Der Müller macht dann die Körner zu Mehl, woraus der Bäcker Brod oder Kuchen backt. Aus der Gerste wird Bier gebraut und mit Hafer werden die Pferde gefüttert. Ferner baut man auf dem Felde Hülsenfrüchte, wozu die Erbsen, die Linsen und Bohnen gehören. Gemüsearten, wozu die Kartoffel oder Erdäpfel gehören; Oelfrüchte, wozu der Reps und der Lein gerechnet werden. Futterkräuter, als da sind: der Klee, Wicken u. dgl.

a. Einrichtung der Pflanzen.

Die Pflanzen sind so kunstvoll eingerichtet, daß man immer mehr erstaunen muß, je genauer man sie betrachtet. Ist es nicht wunderbar, daß ein Kraut, eine Staude oder ein Baum aus einem kleinen Körnchen hervorwächst? — Wer begreift die Einrichtung eines solchen Körnchens? — Legt man es in die Erde, so dringt ein Theil des Keimes abwärts und bildet sich zur Wurzel; der andere wächst aufwärts, der Luft und dem Lichte zu, und wird zum Stamme, der sich in Aeste und Zweige theilt, während die Wurzel sich immer weiter in der Erde ausbreitet. Die Wurzel dient der Pflanze nicht nur zur Befestigung, sie zieht auch Nahrungssaft aus dem Boden; aber auch die Blätter und die Rinde saugen aus der Luft und dem Wasser Nahrung ein. In ihrem Innern hat die Pflanze ein wunderbares Gewebe von feinen Gefäßen, in welchen die Säfte auf- und niedersteigen, damit allen Theilen die nöthige Nahrung zugeführt werde. Es hat aber auch jede Pflanzenart wieder ihre eigenthümliche Einrichtung, so daß sich am Eichbaum hartes und an der Tanne weiches Holz bildet; daß an jenem eingeschnittene Blätter, an dieser aber statt der Blätter nur Nadeln wachsen; daß der Apfelbaum Aepfel, der Birnbaum Birnen und der Kirschbaum Kirschen trägt; daß diese Pflanze große Blumen und jene kleine, diese rothe und jene blaue oder andersfarbige hervorbringt. Aus Stoffen, die sich in der Erde, im Wasser und in der Luft befinden, gestalten sich also die tausenderlei Gräser, Kräuter und Bäume mit ihren mancherlei Blättern, Blüthen und Früchten. Wie das zugeht, wissen wir nicht. Gottes Werke kann der Mensch nicht ergründen, sondern nur bewundern.

Wenn der Winter kommt, dann sind alle Blumen verblüht, die Kräuter verwelkt, die Bäume entlaubt, und es sieht aus, als habe die Erde ihren herrlichen Schmuck für immer verloren. Allein die Pflanzen

sind so eingerichtet, daß auch die strengste Kälte ihre Lebenskraft nicht zerstört. Einige schlafen klein und unsichtbar im Saamenkorn verborgen; andere sind abgestorben bis auf die Wurzel im Boden, aus welcher im Frühjahr ein junges Gewächs hervorsprießt; noch andere haben nur das abgeworfen, was nicht holzartig ist, und bewahren in ihren grauen Zweigen neue Blätter und Blüthen, die im Frühlinge, wenn die Sonne und die warme Luft sie wecken, zu Knospen schwellen und dann hervorbrechen.

Wer die Pflanzen mit verständigem Auge betrachtet, der wird in ihrer Einrichtung noch viel Unbegreifliches entdecken, und auch das unscheinbarste Kraut wird ihm die unergründliche Macht und Weisheit Dessen verkünden, der alle Dinge erschaffen hat und erhält.

b. Das Getreide.

Siehe den dünnen, biegsamen Halm des Getreides, wie er sich in die Höhe hebt und dem Winde trotzt, um an der Sonne sein Korn zu reifen. Er könnte sich nicht aufrecht erhalten, wären seine Knötchen ihm nicht eine Stütze, führten seine Wurzeln ihm nicht Kieselerde zu, die den Zellen Festigkeit verleihet. Gesellig stehet Halm an Halm dicht gedrängt neben einander. Die unerforschliche Weisheit wollte, dass diese Pflanze den kleinsten Raum einnähme, daher gab sie ihr ein schmales, biegsames Blatt. Speise sollte sie liefern den Völkern des Erdkreises, daher nimmt sie vorlieb fast mit jedem Boden. Ausserordentlich ist ihre Fruchtbarkeit, so dass sie in manchen Gegenden zweihundertfältige Frucht bringt. Selbst der Winterkälte vermag das zarte Blatt unter der Schneedecke zu widerstehen, und unter den Fusstritten der Menschen wie der Thiere zerreisst es nicht; ist es niedergetreten, richtet es sich wieder auf.

Unter allen Getreidearten hat die Gerste sich am weitesten ausgebreitet. Sie ist dem Menschen gefolgt nach dem kalten Norden, sie hat ihn nicht verlassen mögen in dem heissen Süden. In Lapplands winterlichen Fluren, wo man den Obstbaum und die Eiche vergebens sucht, harret die Gerste treulich aus und bietet das tägliche Brod zu dem Fleisch der Fische, wie zu der Milch des Rennthiers. Bald gesellt sich der schmackhaftere

Roggen zu ihr, noch südlicher der Weizen, und immer weisser wird das Brod auf dem Tische, immer edler die Frucht des Feldes. Jenseits der Alpen ist noch eine Getreideart, die nicht über dieses hohe Gebirge hat wandern mögen, das ist der Reis. In Indien, China und Japan hat derselbe die Alleinherrschaft erlangt. Gemahlen und ungemahlen, in den verschiedensten Formen, wird er in jenen Ländern Morgens, Mittags und Abends genossen. Der Kaiser von China lässt in seinem grossen, kanalreichen Lande jährlich 10,000 Kähne, mit Reis beladen, auf und ab fahren; denn nicht nur sein Heer, auch seine Beamten bekommen einen Theil ihrer Besoldung in Reis ausgezahlt, und der erfinderische Chinese weiss aus Reisschleim sogar Fächer gegen die Strahlen der Sonne zu machen.

Das Getreide gehört zu den Gräsern, die sich in sehr vielen Arten über die ganze Erde verbreiten, und von denen einige in den heissen Erdgegenden baumartig emporwachsen. Während unsere Gräser in ihrer Blüthezeit einfach und schmucklos dastehen, strahlt in jenen Gegenden, wo der Zimmet und die Muskate wächst, der grosse Blüthenbüschel mancher Graspflanzen mit brennenden Farben, schwillt der Stengel von Saft, färbt sich das breite Blatt mit dunklem, sammetschillerndem Grün. Der dünne Halm unserer biegsamen Wiesengräser, der sich nur wenig über den Boden erhebt und die feine Blüthenrispe beim leisesten Windhauche hin und her wiegt, wird in jenen Gegenden Asiens zum knotenreichen Bambusrohr, und dieser Halm ist so gross und fest, dass er nicht nur zu Spazierstöcken, sondern auch zum Hausbau benutzt wird. Dennoch schafft das Gras unserer Wiesen, in welches sich der müde Wanderer behaglich niederstreckt, ungleich mehr Nutzen, als die stolzen Gräser Asiens, und so tritt auch im Pflanzenreiche wie in der Menschenwelt das Segensreiche mit Bescheidenheit auf.

c. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei. „Sieh', Vater," sagte der unerfahrene Knabe, „wie aufrecht einige Halme den Kopf tragen! Diese müssen wohl recht vornehm sein; die andern, die sich vor ihnen so tief bücken, sind gewiß viel schlechter."

Der Vater pflückte ein paar Aehren ab und sprach: „Thörichtes Kind! da sieh einmal, diese Aehre hier, die sich so stolz in die Höhe streckt, ist ganz taub und leer. Diese aber, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner."

Trägt Einer gar zu hoch den Kopf,
So ist er wohl ein eitler Tropf!

Chr. Schmidt.

d. Der Bub' und die Aehren.



Die Aehren standen voll und schwer
Und neigten ihre Spitzen;
Ein Büblein lief die Kreuz und Quer
Und blieb am Kornfeld sitzen.

Viel tausend Blumen roth und blau,
Die lachten ihm entgegen;
Er sprang in's Korn und knickte rauh
Der Halmen reichen Segen.

Er band sich einen dicken Strauß
Von Mohn und von Cianen,
Den trug er freudenvoll nach Haus
Und thät nichts Böses ahnen.

Die Aehren aber, die der Bub'
So jämmerlich zertreten,
Sie lagen krank und jeder hub
Sich mühsam auf, zu beten.

Vom Himmel sah der liebe Gott
Und sprach zum bösen Knaben:

„Du triebst mit meinen Aehren Spott
Und sind doch heil'ge Gaben".

Im Winter kam des Hungers Noth,
Es war ein rechter Jammer:
Der schlimme Bube schrie nach Brod
In seiner kalten Kammer.

„O hätt'st du," sprach sein Herzlein leis',
„Die Körner nicht zertreten.
Aus ihrem Mehl, so schimmernd weiß,
Man könnte Brod d'raus kneten."

W. Herchenbach.

e. Die Blumen.

Zwei Knaben, Carl und Ferdinand, gingen einstens spazieren. Sie gelangten an einen schmalen, aber sehr ebenen Weg, der sich über Felder krümmte. Diese waren von fleißigen Landleuten besäet, und das Getreide stand schon da mit hohen Halmen und mit zitternden Blüthen der Aehren. Es blickten aber durch die grünen Halme die schönen, blauen Blumen, welche das Getreide schmücken, und wieder hier und da prangte der feurige Feldmohn, und bescheiden duftete am Raine die Heilung bringende Feldcamille.

Da sprachen die Knaben: „Ei, laß uns Blumen pflücken von allerlei Art!" und sie pflückten sich Blumen, so viel, daß sie das Bündel der Stiele nicht mehr umfassen konnten. Es standen aber noch viele Blumen weiter hinein in das Getreide, und sie kamen den Knaben viel schöner vor. Da legten Carl und Ferdinand die gepflückten Blumen auf den Rain und gingen hinein in das Feld. Doch sie traten die Halme nieder, wohin sie sich wendeten, und streiften die Blüthen ab von den Hoffnung erweckenden Aehren. Allein daran dachten die Knaben nicht.

Es kam aber ein Mann auf dem schmalen Wege gegangen, der sah die Knaben und fragte: „Kinder, was macht ihr da?" Und es wendete sich Carl um: „Wir pflücken schöne Blumen." Aber der Mann sprach: „Ihr habt wohl nicht daran gedacht, daß ihr Schaden thut?

Seht hieher, wo ihr gegangen seid: die Halme sind niedergetreten und zerknickt. Wißt ihr denn nicht, daß ihr die Hoffnung des Landmannes zerstört und den Segen Gottes niedertretet? Die Halme müssen vertrocknen, und wo ihr die Blüthen abstreift, da können nicht Körner in den Aehren wachsen. Wißt ihr denn nicht, daß aus den Körnchen Mehl bereitet und daß euer Brod aus dem Mehl gebacken wird?"

Da standen die Knaben beschämt; aber Ferdinand wollte sich doch noch entschuldigen und sprach: „Wir wollten ja die schönen Blumen hervorholen." Doch der Mann erwiederte: „Wer das Schöne suchet und einsammelt, der darf das Nützliche nicht verderben." — Und die Kinder gingen still aus dem Acker.

Der verständige Mann verfolgte ferner seinen Weg. Die Knaben banden ihre Blumen zusammen mit einem Stiel und lustwandelten fort auf dem schmalen Pfade. Da gelangten sie endlich an einen Wiesenbach. Der Bach gefiel den Knaben sehr; denn sein Wasser war rein und hell, wie der unbewölkte Himmel, und man konnte die Steinchen auf dem Grunde sehen und die Graswurzeln an des Ufers Rande.

Da wollte Ferdinand sich eine Lust machen, wie er sagte. Er rupfte die Kornblumen oben an den Stielen ab und sammelte die Blüthenblätter in seine Hand, bis diese gefüllt war. Dann warf er dieselben auf einmal in's Bächlein. Da schwammen die blauen Blättchen fort und gaukelten auf den Wellen. Und das machte den Knaben viele Freude. Doch es ging der nämliche Mann, der schon einmal mit den Knaben gesprochen hatte, wieder vorüber. Und er blieb stehen und schüttelte mißbilligend den Kopf. Darauf sprach er zu den Knaben: „Ihr habt doch kein Wohlgefallen an den schönen Blumen. Ihr zerrupfet sie ja und werfet sie in's Wasser. Vorhin verderbtet ihr die nützlichen Halme, weil ihr schöne Blumen pflücken wolltet, und jetzt verderbt ihr die schönen Blumen, weil ihr euch einmal eine Lust machen wollt, aus Muthwillen." Jetzt standen die Knaben wieder beschämt

da. Aber der Mann sagte noch die wenigen Worte mit Nachdruck: „Der Knabe gefällt mir nicht, der keine Achtung hat für das Schöne, und keine Schonung des Nützlichen kennt. Er wird nur seinem Muthwillen nachgeben und das Schöne mit dem Nützlichen verderben.“

Da gingen die Knaben fort, und Keiner sprach ein Wort mit dem andern. Aber sie behielten die Rede des Mannes im Gedächtnisse und fingen an, das Nützliche zu schonen und das Schöne zu achten.

f. Sehet die Lilien auf dem Felde.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt?
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du so ein weißes Kleid,
Mit gold'nem Staub besä't,
Daß selbst Salomon's Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus dem schwarzen Grund,
Hat liebend auf dich Acht;
Er sendet dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Thau so rein
Und trocknet's in dem Wind,
Und bleicht es in dem Mondenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht,
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch.
Du denkst: der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

C. J. P. Spitter.

g. Das Raupennest.

Henriette machte eines Abends mit ihrer Mutter einen Spaziergang über's Feld. Sie war von ihrer Mutter dazu gewöhnt, Alles mit Aufmerksamkeit zu betrachten, was um sie her war. Dieß that sie auch jetzt. Auf einmal blieb sie stehen und rief: „Mutter! Mutter! komm' geschwind her und sieh', was da ist!“ Die Mutter kam und siehe! da war ein Nesselbusch, der ganz mit Raupen bedeckt war; lauter häßliche, schwarze Thiere mit stachlichten Rücken und grünen Streifen zwischen den Stacheln. — Soll ich die Raupen todt treten?“ fragte Henriette. — „Nein,“ sagte die Mutter; „denn wie du siehst, so nähren sie sich von Nesseln und sind also nicht schädlich. Wenn sie aber an einem Kirschbaume oder auf einer andern nützlichen Pflanze säßen, dann dürftest du sie, als schädliche Thiere, todt treten. Höre, wie du dir mit diesen Thierchen eine recht große Freude machen kannst. Nimm sie mit nach Hause und füttere sie.“

„Ach ja, das will ich thun,“ sagte Henriette und griff hastig zu, zog aber sogleich schreiend die Hand zurück, denn sie hatte nicht bedacht, daß die Nesseln brennen.

„Kannst du denn die Nesseln nicht abreißen, ohne daß sie dich brennen?“ fragte die Mutter. Jetzt besann sich Henriette, zog das Schnupftuch aus der Tasche, wickelte es sich um die Hand und riß nun behutsam die Nesseln ab.

Freudig trug sie die Raupen nach Hause, steckte sie mit den Nesseln in ein großes Glas, welches ihr die Mutter dazu gegeben hatte und band ein Papier darüber. — „Aber willst du denn, daß deine Raupen ersticken sollen?“ fragte die Mutter. — „Nein, das will ich nicht,“ antwortete Henriette. — „Nun, so mußt du kleine Löcher in das Papier stechen, damit frische Luft in das Glas kommt.“ — Dieß that Henriette und hatte ihre Freude daran, zu sehen, wie die Raupen ein Blatt nach dem andern abfraßen.

Am andern Tage, als Henriette ihr Frühstück verzehrt hatte, fragte die Mutter: „Hast du denn auch an deine Raupen gedacht und ihnen Frühstück gegeben?“

„O!“ sagte Henriette, „die Raupen haben noch das ganze Glas voll Nesseln.“

„Aber sieh' sie an,“ sagte die Mutter, „ob sie nicht ganz vertrocknet sind. Dürre Nesseln können doch die armen Thiere nicht

fressen. Da du die Gäste einmal angenommen hast, so ist es auch deine Pflicht, ihnen alle Tage frische Nesseln zu holen und sie so zu ernähren, denn sie selbst können es nun nicht mehr thun, da du ihnen die Freiheit genommen hast." Dieß merkte sich Henriette und vergaß ihre kleinen Gäste nicht wieder. Fünf Tage hatte sie ihnen nun reichlich Futter gegeben und fröhlich zugesehen, wie sie es verzehrten. Am sechsten Tage wollte sie ihnen auch Futter geben, aber, o Wunder! da sie das Papier wegnehmen wollte, hatten sich alle Raupen daran gehängt. Mit den Hinterfüßen saßen sie, theils am Papier, theils am Glase, so fest, als ob sie angeleimt gewesen wären. Geschwind lief Henriette zur Mutter und zeigte ihr die aufgehängten Raupen. Besorglich fragte sie: „Aber was fehlt ihnen denn, liebe Mutter? Ich habe sie doch alle Tage ordentlich gefüttert, und nun werden sie mir doch sterben."

„Sei ruhig," antwortete die Mutter, „sie werden nicht sterben, sondern dir noch viel Freude machen. Laß sie nur ungestört hängen." Das that Henriette und machte ganz behutsam das Glas wieder zu. Kaum war sie am folgenden Morgen aus dem Bette, so lief sie zu dem Glase und sieh', da gab es schon wieder etwas Neues. Die Raupen waren verschwunden, und nun hingen lauter länglichrunde Püppchen da mit einer kleinen Krone auf dem Kopfe. Sie lebten und bewegten sich hin und her. Henriette machte große Augen, schlug die Hände zusammen und wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Endlich rief sie: „Mutter! Mutter! komm' geschwind her und sieh', was aus meinen Raupen geworden ist!"

„Habe ich es dir nicht gesagt," antwortete die Mutter, „daß dir die Raupen noch viel Freude machen würden? Betrachte sie nur recht genau; sie haben ihre Häute abgestreift, die du hier hängen siehst, und haben sich verwandelt in Dinge, die man Puppen nennt. Laß sie nur alle ruhig hängen und sieh' alle Tage nach dem Glase. Vielleicht erblickst du bald einmal wieder Etwas, das dir große Freude macht."

Es traf richtig ein; nur währte es der ungeduldigen Henriette zu lange, und schon hatte sie fast alle Hoffnung aufgegeben. Aber nun waren einige Wochen vergangen, als Henriette einmal wieder nach ihrem Glase sah. Und was erblickte sie? Da war alles voll schöner bunter Schmetterlinge in dem Glase. „Ach, sieh' doch, liebste Mutter," rief sie, „was in meinem Glase ist!" Lächelnd kam die

Mutter, und als sie nun Beide genauer zusahen, erblickten sie ein neues Wunder. Ein Schmetterling, der in einer Puppe stack, drückte mit seinen zarten Füßchen die Puppe von einander und kroch heraus. Seine Flügel waren ganz klein und zusammengerollt, wie ein Stück Papier. Er lief geschwind am Glase hinauf und hängte sich an das Papier. Seine Flügel wuchsen fast zusehends, und nach einer Viertelstunde hingen sie vollkommen da. — So ging es nun den ganzen Vormittag. Immer ein Schmetterling nach dem andern kroch aus seiner Puppe heraus. Nach Tische waren sie alle ausgekrochen. — „Nun kannst du dir noch eine Freude machen,“ sagte die Mutter. „Nimm das Glas, trage es in den Garten, mache es auf und gieb den Schmetterlingen die Freiheit.“

Dies that Henriette und freute sich unbeschreiblich, als sie sah, wie die Schmetterlinge heraus flatterten und von einem Baume zum andern flogen. Wenn sie hernach im Garten umherging und einen braunen Schmetterling mit schwarzen Flecken und einer blauen Kante sah, freute sie sich allemal. „Du bist gewiß auch aus meinem Glase!“ dachte sie.

Salzmann.

2. Die Kartoffel.

1.

Die Kartoffel sind eine Knollenfrucht, welche in fast allen Ländern der Erde gedeiht. Sie bilden das Hauptnahrungsmittel der Armen; aber man findet sie auch auf den Tischen der Reichen. Wenn die Kartoffeln jetzt plötzlich ausstürben, so würde an tausend und aber tausend Orten Hungersnoth entstehen und die meisten Menschen würden nicht wissen, was sie essen sollten. Sie sind zu einem unentbehrlichen Bedürfnisse geworden.

So war es aber nicht immer; es gab eine Zeit, wo man in Europa die Kartoffeln gar nicht kannte. Da mussten die Leute natürlich ohne sie fertig werden und sich mit Fleisch, Hülsenfrüchten und Gemüsen behelfen. Franz Drake, ein englischer Seemann, entdeckte sie in Amerika und brachte die ersten dieser Früchte nach Europa. Sie wurden auch von einigen seiner Freunde gepflanzt, aber man hatte noch so geringe Kenntnisse von ihr, dass man die Samenkugeln statt der Knollen zum Essen zubereitete. Das schmeckte natürlich schlecht genug, und man wollte von der neuen Frucht nichts wissen. Erst später lernte man ihren Werth schätzen, aber

auch dann noch dauerte es lange bis sie allgemein angebaut wurden. Jetzt findet man sie in allen Gärten und auf allen Feldern, und wir sind dem Engländer Drake grossen Dank schuldig, dass er uns diese kostbare Gabe mit aus Amerika gebracht hat.



2.

Im Frühlinge, wenn die Erde frostfrei ist, beginnt der Landmann die Anpflanzung der Kartoffel. Nachdem der Boden gedüngt und vorbereitet ist, zieht er mit dem Pfluge mässig tiefe Furchen und lässt die Pflanzkartoffel einen Fuss von einander in dieselben legen. Er wählt dazu die kleineren aus und sieht darauf, dass sie recht gesund sind und viele Augen oder Keime haben. Die dicken legt er nicht ganz in die Erde, sondern er zertheilt sie vorher in mehrere Stücke, wobei er darauf sieht, dass jedes wenigstens eins oder mehrere Augen hat. Nach ungefähr drei Wochen zeigen sich die grünen Spitzen an der Oberfläche der Erde und wachsen nun rasch in die Höhe.

Es wächst aber auch Unkraut mit auf und dieses schadet dem Wachsthume der Kartoffel. Es muss natürlich entfernt

werden. Auch ist es nöthig, dass die Erde und die Wurzeln gelockert werden, damit Luft, Sonne und Regen eindringen können. Dieses geschieht entweder mit dem Pfluge oder mit der Hacke. Und dieses nennt man behäufeln.

Nun entwickelt sich die Pflanze rasch, die Blätter werden gross und an der Spitze des eckigen Stengels erscheint die Blüthe. Sie ist entweder weiss, röthlich, violet oder blau, je nach der Art, welcher sie angehört. An dieser Blüthe sieht man, das sie zu den Nachtschatten, also zu den Giftpflanzen gehört; aber man braucht sich deshalb nicht vor ihr zu fürchten, sie macht Niemanden krank.

Aus der Blüthe entwickelt sich nach und nach eine kleine grüne Kugel, welche die Samen enthält und woraus man ebenfalls die Knollen ziehen könnte. Die kleinen Knöllchen, welche aus den zahlreichen Wurzelfasern hervorkeimen, erreichen allmählig die Dicke einer Faust. Wenn sie reif werden und also gut zum Essen sind, beginnt das Kraut oder Stroh zu welken und stirbt im Herbste ganz ab. Dann ist es Zeit die schmackhaften Früchte zu ernten. Nun zieht der Landmann wieder mit dem Pfluge in das Feld und wirft die Furchen mit den Knollen um; dem Pfluge folgen Männer mit eisernen Hacken, womit sie die Kartoffel auseinander scharren. Ihnen schliessen sich Weiber und Kinder an, um sie aufzuheben und in Säcke zu sammeln. Der Fuhrknecht bringt sie in den Keller.

Bei der Kartoffelernte geht es manchmal recht lustig zu. Das Nachmittagsbrod wird in's Feld gebracht und die Kinder zünden Feuer an, in deren Asche sie die schönsten Knollen braten.

3.

Die Hausfrau versteht aus den Kartoffeln vielerlei schmackhafte Gerichte zu bereiten. Sie verwendet sie in Suppen und Gemüsen und verfertigt Kuchen, Klösse und Pasteten aus ihnen. Nun soll mir aber jeder von euch sein Leibgericht nennen.

Lehrer. Nun, mein liebes Jaköbchen, du bist doch so ein kleines Leckermäulchen; sage mir, welches ist denn dein Leibgericht?

Jaköbchen. Ich esse für mein Leben gern Kartoffelsalat.

Lehrer. Und du August?

August. Von allen Gerichten aus Kartoffeln ist mir der Reibkuchen am liebsten. Ich lasse dafür Schinken und Conditor-Waaren stehen.

Lehrer. Na, August du weisst schon was gut schmeckt, aber weisst du auch, wie ein solcher Reibkuchen bereitet wird?

August. Nein, ich habe keinmal recht darauf Acht gegeben.

Lehrer. Wer von euch anderen kann mir Aufschluss geben?

Viele Kinder. Ich! Ich! Ich! Ich!

Lehrer. Nun Johanna, du bist ja doch so eine kleine Köchin; du sollst uns belehren?

Johanna. Da muss ich mich erst einmal bedenken!

Halt, nun weiss ich's! Die Mutter sucht die dicksten Kartoffel aus, schält sie recht sauber und wäscht sie in klarem Brunnenwasser. Nun holt sie die Reibe hervor und reibt sie auf derselben zu einem dünnen Brei. Diesen presst sie in einem Tuche, und entfernt dadurch die braune Brühe, welche sie in einem Gefässe aufbewahrt. Die zurückgebliebene Kartoffelmasse wird mit Wasser oder Milch angemengt, gesalzen und mit Butter in der Pfanne gebraten, bis der Kuchen hübsch gelb ist. Leckermäuler thun auch wohl noch Eier und Speck dazu. Ich wollte auch einmal einen Kuchen backen; als er auf der einen Seite gar war, warf ich ihn in die Höhe, um ihn zu wenden; aber oh weh, ich war gar zu ungeschickt; der schöne Kuchen fiel anstatt in die Pfanne in das Feuer und ich kam um mein Abendbrod.

(Alle Kinder lachen, der Lehrer muss mitlachen.)

Lehrer. Ich sehe, dass du deine Sache verstehst.

Karl. Sie hat noch etwas vergessen.

Lehrer. Was denn Karl?

Karl. Das Kartoffelmehl.

Lehrer. Sieh da, du kleiner Schelm, du kennst also auch etwas von der Küche. Was ist's denn mit dem Kartoffelmehl?

Karl. Wenn das braune Wasser, welches die Mutter aus dem Tuche presste, eine Zeitlang gestanden hat, so bildet sich ein Bodensatz, welcher aus dem feinsten weissen Mehle besteht.

Lehrer. Richtig du kleiner Koch! das ist das Kartoffelmehl oder der Kartoffelsago. Was thut man damit?

Karl. Man kann Suppe daraus kochen und auch Stärke davon bereiten.

Lehrer. Richtig! Es gibt auch noch einen anderen, den eigentlichen Sago! doch davon sollt ihr später hören. Nun Wilhelm, möchte ich auch dein Leibgericht kennen.

Wilhelm. Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so geht mir eine gute Kartoffel-Suppe über Alles. Aber es muss geröstetes Weissbrod darin sein und die Speckwürfel dürfen auch nicht fehlen.

Lehrer. Und du Gottfried?

Gottfried. Kuchen von gekochten Kartoffeln esse ich am liebsten. Ich habe gern Zwiebel und Speck darin.

Lehrer. Wer von euch mag keine Kartoffel essen?

(Alle Kinder schweigen.)

Ich dachte es wohl. Es gibt nur sehr wenige Menschen, welche kein Kartoffelgericht mögen. Jetzt wollen wir aber keine mehr aufzählen, denn es gibt ihrer so viele, dass wir den ganzen Tag nicht mehr damit fertig würden.

W. Herchenbach.

a. Kartoffellied.

Herbei, herbei zu meinem Sang,
George, Michel, Stoffel,
Und singt mit mir das frohe Lied
Vom Stifter der Kartoffel.
Franz Drake war der brave Mann,
Der vor zweihundert Jahren
Von England nach Amerika
Als Kapitän gefahren.

D'rum sollte hier auch diesem Mann
Auf allen seinen Triften
Ein Jeder, der Kartoffeln ißt,
Ein gold'nes Denkmal stiften.
Weil dieses aber nicht geschah
In unseren schlechten Zeiten,
So wollen wir ein Ehrenlied
Zu seinem Ruhm verbreiten.

Salat davon, gut angemacht,
Mit Feldsalat durchschossen,
Der wird mit großem Appetit
Von Jedermann genossen.
Gebraten schmecken sie recht gut,
In saurer Brüh' nicht minder.
Kartoffelklöß', die essen gern
Die Eltern und die Kinder.

So lang wir die Kartoffelfrucht
In unserem Lande sehen,
Kann keine große Hungersnoth
Durch Mißwachs mehr entstehen.
Geräth auch Korn und Weizen nicht,
Wir dürfen nicht verzagen:
Kartoffelschnitz und Fleisch dazu,
Verstopfen uns den Magen.

Gott hat sie, wie das liebe Brod,
Zur Nahrung uns gegeben;
Wie viel' Millionen Menschen sind,
Die von Kartoffeln leben!

Von Straßburg bis nach Amsterdam,
Von Stockholm bis nach Brüssel;
Kommt Johann nach der Abendsupp'
Mit der Kartoffelschüssel.

Hat Jemand sich die Hand verbrannt
Und möcht' vor Schmerzen schreien,
So thut man auf die Hand sogleich
Kartoffelschabig streuen.
Wie nützlich sind sie nicht für uns,
Das Vieh damit zu mästen?
Viel Sorten giebt es hier und dort,
Die guten und die besten.

Kartoffeln, frisch vom Sud hinweg,
Dazu ein Bischen Butter,
Das ist fürwahr, ihr stimmt mit ein,
Ein delikates Futter!
Darum, ihr Brüder allzumal,
Reicht uns die Hand daneben,
Und rufet dann mit Freuden aus:
Franz Drake, der soll leben!

b. *Die Kartoffel (Erdapfel, Erdbirn).*

Dieses nützliche Gewächs kam erst vor einigen hundert Jahren aus Amerika zu uns, und fast hätte sie der Freund des Franz Drake, dem dieser aus Amerika Kartoffeln zur Aussaat schickte, aus seinem Garten wieder ausraufen und wegwerfen lassen. Denn der Herr dachte, die essbare Frucht des Gewächses seien die Samenknollen, die oben an dem Kraute hängen. Da es nun Herbst war und die Samenknollen gelb waren, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er diesen sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht vorzusetzen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Admiral Drake, mit der Versicherung erhalten hätte, dass ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren vom Parlament kosteten die Frucht, die in Butter gebacken

und mit Zucker und Zimmet bestreut war; aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur Schade um den Zucker und Zimmet. Darauf urtheilten sie Alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da liess denn der Gutsherr die Kartoffelstauden einige Zeit nachher ausreissen und wollte sie wegwerfen lassen. Aber eines Morgens, es war im Spätherbste, ging er durch seinen Garten, und sah in der Asche des Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, er duftete so lieblich wie — eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und der sagte ihm, dass sie unten an der Wurzel des amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er liess die Knollen sammeln, zubereiten, und lud dann die Parlamentsherren wieder zu sich ein, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von welcher der Inhalt der gewesen sein wird, dass der Mensch, wenn er bloss nach dem urtheilt, was eben an der Oberfläche ist, und nicht tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne.

3. Der Buchweizen.

Häufig, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorübergeht, auf dem Buchweizen wächst, sieht man, daß er ganz schwarz geworden und abgesengt ist; es ist gerade, als ob eine Feuerflamme über demselben hingefahren wäre, und der Landmann sagt dann: „Das hat er vom Blitze bekommen!" Aber weshalb erhielt er das? — Ich werde erzählen, was der Sperling mir gesagt hat, und der Sperling hat es von einem Weidenbaume gehört, welcher bei einem Buchweizenfelde stand und noch steht. Es ist ein so ehrwürdiger großer Weidenbaum, aber verkrüppelt und alt; er ist mitten durch geborsten, und es wachsen Gras und Brombeer-Ranken aus der Spalte hervor; der Baum neigt sich vorn über, und die Zweige



hängen ganz auf die Erde herunter, gerade, als ob sie ein langes grünes Haar bildeten.

Auf allen Feldern rings umher wuchs Korn, sowohl Roggen, Gerste, wie Hafer, ja der herrlichste Hafer, der da, wenn er reif ist, gerade wie eine Menge kleiner gelber Canarienvögel auf einem Zweige aussieht. Das Korn stand so gesegnet, und je schwerer es war, desto tiefer neigte es sich in frommer Demuth.

Aber da war auch ein Feld mit Buchweizen, und dieses Feld war dem alten Weidenbaume gerade gegenüber. Der Buchweizen neigte sich durchaus nicht, wie das übrige Korn, sondern prangte stolz und steif.

„Ich bin wohl so reich, wie die Aehre," sagte er; „überdem bin ich weit hübscher. Meine Blumen sind schön, wie die Blüthen des Apfelbaumes; es ist eine Freude, auf mich und die Meinigen zu blicken! Kennst du etwas Prächtigeres, als uns, du alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, gerade, als ob er damit sagen wollte: „Ja, das thue ich freilich!" Aber der Buchweizen spreizte sich aus lauter Hochmuth und sagte: „Der dumme Baum, er ist so alt, daß ihm Gras im Leibe wächst!"

Nun zog ein schrecklich böses Wetter auf; alle Feldblumen falteten ihre Blätter zusammen oder neigten ihre kleinen Blätter herab, während der Sturm über sie dahin fuhr; aber der Buchweizen prangte in seinem Stolze.

„Neige dein Haupt wie wir!" sagten die Blumen.

„Das brauch' ich durchaus nicht!" erwiederte der Buchweizen.

„Senke dein Haupt wie wir!" rief das Korn. „Nun kommt des Sturmes Engel geflogen! Er hat Schwingen,

die reichen oben von den Wolken bis gerade herunter zur Erde, und er schlägt dich mitten durch, bevor du bitten kannst, dir gnädig zu sein!"

„Ja, aber ich will mich nicht beugen! ich will nicht!" sagte der Buchweizen.

„Schließe deine Blumen und neige deine Blätter!" sagte der alte Weidenbaum. „Siehe nicht zum Blitze empor, wenn die Wolke berstet; selbst die Menschen dürfen das nicht, denn im Blitze kann man in Gottes Himmel hinein sehen. Aber dieser Anblick kann selbst die Menschen blenden. Was würde aber nicht uns, den Gewächsen der Erde, geschehen, wenn wir es wagten, wir, welche doch weit geringer sind!"

„Weit geringer!" sagte der Buchweizen. „Nun will ich gerade in Gottes Himmel hinein sehen!" Und er that es in seinem Uebermuth und Stolz. Es war, als ob die ganze Welt in Flammen stände, so blitzte es.

Da das böse Wetter später vorbei war, standen die Blumen und das Korn in der stillen reinen Luft so erfrischt vom Regen, aber der Buchweizen war vom Blitz kohlschwarz gebrannt; er war nur ein todtes Unkraut auf dem Felde.

Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde, und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, gerade, als ob der Baum weine, und die Sperlinge fragten: „Weshalb weinst du? Hier ist es ja so gesegnet! Siehe, wie die Sonne scheint; siehe, wie die Wolken ziehen; kannst du den Duft von Blumen und Büschen bemerken? Weshalb weinest du, alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum erzählte vom Stolze des Buchweizens, von seinem Uebermuth und der Strafe, die immer folgt. Ich, der die Geschichte erzählte, habe sie von den Sperlingen gehört! — Sie erzählten es mir eines Abends, als ich sie um ein Mährchen bat. Andersen.

a. Zur Erntezeit.

Hinaus, hinaus in's Feld!
Die Schnitter sind bestellt;
Seht dort die Sicheln blinken,
Die gold'nen Aehren sinken,
Wie Schlag um Schlag d'rein fällt.

Welch' froher Schnittersang!
Wie tönt der Sicheln Klang!
Welch' Jauchzen, welch Gewimmel,
So weit der blaue Himmel!
O, bringt dem Vater Dank!

Bei Strahlen, glühend heiss,
Bei schwerer Arbeit Schweiss
Erquicken kühle Winde,
Sie wehen sanft und linde
Dem guten Vater Preis.

Bald blinkt im Abendglanz
Der gold'ne Erntekranz —
Dann hallen frohe Lieder
Aus jedem Dorfe wieder,
Und Schnitter zieh'n zum Tanz.

v. Kamp.

b. Sechzig Ernten.

Ein frommer Landmann mit silberweißem Haar wandelte mit seinem Enkel, einem Jünglinge, auf dem Felde zur Zeit der Ernte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seien, der mehr denn sechzig Ernten gewältigt. — Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie und mähete einen Schwaden zu Boden, wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren. Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: „Mein Großvater, woher hast du solch' ein gutes Alter?“

Da antwortete der Greis und sprach: „Siehe, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut, in guten und bösen Tagen, dadurch habe ich mir den frischen Muth bewahrt; ich habe fleißig meines Berufs gewartet und treu gearbeitet, dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen; ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen, dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet. Und mit den Jahren ist solches Alles durch Gottes Gnade in mir befestigt und gegründet worden. — Thue desgleichen, mein Sohn, so wird dein Alter sein, wie eine volle Garbe, die der Herr der Ernte mit Freuden in die Scheune sammelt.“

Krummacher.

c. Die Aehrenleserin.

Kommt, Kinder, hinaus in das herbstliche Feld! Es blinken die Sicheln, die Aehre fällt. Gott sendet Segen hernieder! Wie stehen die Garben so freundlich umher! Es schwanket zur Scheune der Wagen so schwer; es schallen so fröhliche Lieder!

Aber schwer gebeugt von Sorgen, aus der Armuth nieder'm Haus wandelt, mit dem frühen Morgen, Mutter Anne traurig aus. Und sie sammelt unter Zähren, mühsam, mit dem Töchterlein, von zurückgelassenen Aehren sich geringen Vorrath ein. Doch da schwebt die heit're Sonne glänzend aus des Morgens Thor und in frommer Andacht Wonne hebt die Frau den Blick empor:

„Der die Welt so schön bereitet,
Der die Sonn' umstrahlt mit Licht,
Der des Feldes Blumen kleidet,
Der des Waldes Thiere weidet,
Vater! du verlässt mich nicht!"

d. Der gute Mäher.

Früh ging ein Mäher mähen
Im Feld den reifen Klee,
Da schnitt er mit der Sense
Hart an ein Nest — o weh! —

D'rin lagen sieben Vöglein,
Sie lagen nackt und bloß.
O könntet ihr schon fliegen!
Und wäret ihr schon groß!

Dem Mäher that's so wehe;
Er sann wohl her und hin —
Da kam dem guten Mäher
Noch Hoffnung in den Sinn.

Er mähete bedächtlich
Weit um die Stelle her
Und trug den Klee von dannen
Und störte da nicht mehr.

Die alten Vögel flogen
Nun wacker ab und zu;
Sie fütterten die Kinder
In ungestörter Ruh'.

Bald wuchsen ihre Flügel,
Sie flogen froh davon;
Der Mäher aber fühlte
Im Herzen süßen Lohn.

v. Kamp.

e. October.

Wo Aehrenfelder sonst, da stehen jetzt die leeren Stoppeln; wo sonst Rosen blühten, da hängen dürre Zweige, welke Blätter; und all' die Vögel, die vor Kurzem noch so lustig sangen in der blauen Luft, die sind verstummt, 's ist wirklich schade drum! — Doch hat auch Berg und Thal ein ander Kleid, ein neues Leben schallt, wohin man schaut. Hört ihr im Walde dort die Büchse knallen, die Hunde bellen, das Halloh der Jäger? Hört ihr am Flusse dort das Lied der Winzer? das klingt von Berg zu Berg bis tief in's Thal, und von den Schiffen unten schallt herauf Musik und Becherklang, Gesang und Lachen. Und draußen auf den Feldern, welche Lust! da laufen frische Jungen hin und her, und in die Luft, da steigen große Vögel, weiß glänzt ihr Leib, daran ein langer Schweif. Hoch steigen sie empor, als ging' es gleich bis in die Sonne, — aber seht! jetzt faßt ein Wind die fliegenden, sie fangen an zu sinken, sie flattern hin und her — da liegen sie! — Und siehe da, die wunderbaren Vögel sind weiter nichts, als Drachen von Papier. — Das sind mir schlimme Boten, diese Vögel; wann sie erscheinen, dauert's nicht lange mehr, so kommen Wind und Regen, und vorbei ist's mit der Lust da draußen, paßt nur auf!

R. Reinick.

f. Wachtellied.

Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor!
„Fürchte Gott! fürchte Gott!“
Ruft mir die Wachtel in's Ohr.
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,
Mahnt sie den Horcher am Saatengefild:
„Liebe Gott! liebe Gott!
Er ist so gütig und mild.“

Wieder bedeutet ihr hüpfender Schlag:
„Lobe Gott! lobe Gott!
Der dir zu lohnen vermag.“
Siehst du die herrlichen Früchte im Feld?
Sieh sie mit Rührung, Bewohner der Welt!
Danke Gott! danke Gott!
Der dich ernährt und erhält.

Schreckt dich im Wetter der Herr der Natur, —
Bitte Gott! bitte Gott!
Und er verschonet die Flur.
Machen die künftigen Tage dich bang,
Tröste dich wieder der Wachtelgesang:
„Traue Gott! traue Gott!“
Deutet ihr lieblicher Klang. Lieth.

g. Die Einfahrt.

Die Sonne will bereits untergehen. Geschäftig tummeln sich Schnitter und Schnitterinnen, um die letzten Garben zu sammeln und zu binden. Der Erntewagen steht hoch beladen auf dem abgemäheten Haferfelde. Die Ackergäule scharren ungeduldig mit den Füssen. Jetzt fliegt die letzte Garbe auf den Wagen. Das Ernteseil wird über das Fuder gezogen und mittelst der Rolle straff gespannt. Der Knecht lässt die Peitsche knallen, und nun ziehen die Pferde an,

anfangs mühselig keuchend im lockern Ackerboden, dann aber auf fester Strasse lustig ausgreifend, als wüssten sie, dass sie am letzten Fuder ziehen. Des Landmanns Buben und Mädchen begleiten den Wagen und bewillkommnen mit Freudengeschrei die Mutter, die, mit dem zappelnden Säugling auf den Armen, dem Wagen entgegengeht. Die Ladung schwankt nun durch die geöffneten Thore in den Hof und die Scheune hinein. Schnurrend wird das Seil herabgezogen. Die Garben wandern von Hand zu Hand an den bestimmten Platz. Die Pferde werden ausgespannt, und während die Bäuerin das Hofgesinde zum Abendbrode ruft, führt der Knecht die ermüdeten Thiere in den behaglichen Stall vor die gefüllte Krippe. Nacke.

V. Die Wiese.

1. Beschreibung der Wiese.

All mein Lebtag bin ich gerne auf den Wiesen umhergesprungen; ich wüsste aber auch kaum etwas Schöneres, als eine saftig grüne Wiese, und noch jetzt, wo ich schon einen grauen Kopf bekomme, geht mir noch das Herz auf, wenn ich an die Wiesen meiner Heimath denke. Sie waren ringsum von hohen Bergwäldern umschlossen und lagen da unten in einem lieblichen Thalkessel, in der Mitte von einem muntern Bache durchflossen.

Im Frühjahre, wenn das Wasser ziemlich hoch im Bache stand, ging ich mit meinem Vater in das Thal hinab; gewöhnlich waren einige Knechte mit Grabscheiten und Harken bei uns. Durch die Wiesen gingen Gräben; diese wurden tiefer gemacht, neu aufgeputzt und aus dem Bache mit Wasser versorgt, so dass sie sich bis an die Ränder füllten. War

dieses geschehen, so wurden von den Gräben schmale Furchen nach allen Richtungen der Wiese gezogen. Sie füllten sich ebenfalls mit Wasser und berieselten jedes Fleckchen. Waren nun noch die Maulwurfshügel geebnet, so konnte man dem lieben Gott das Wachsen des Grases getrost überlassen.

War auch anfangs der Boden noch ziemlich kahl und vom Winter hart mitgenommen, so fing es doch schon nach den ersten warmen Tagen an zu spriessen und zu sprossen, dass es eine wahre Freude war. Ueberall hoben sich die zarten Grashälmchen empor, zwischen welchen das rieselnde Wasser wie Gold und Silber glitzerte.

In wenigen Wochen bedeckte sich das ganze Thal mit einem dichten grünen Teppiche, aus welchem tausend und aber tausend Blumen aufragten. Welch ein Wechsel in den Farben, welche Frische, welche Heiterkeit! Das lässt sich nicht beschreiben, das muss man sehen.

In den heissen Tagen fiel das Wasser im Bache und die Wiese lag trocken; aber das Gras und die in demselben stehenden Blumen hatten nun auch ihre volle Höhe erreicht. Hei, wie das eine Freude war, wenn nun das Heumachen losging!

Schon früh am Morgen zogen Knechte und Mägde hinaus; die Knechte mähten das Gras mit langen Sensen, die Mägde breiteten es zum Trocknen aus, es wurde gelacht und gesungen, dass das Echo im Walde wiederklang.

Wenn die Sonne recht heiss brannte, war das Gras in einigen Tagen zu Heu getrocknet, aber es mussten beständig einige Mägde da sein, die es von der einen Seite auf die andere wendeten. Nun wurde es auf grosse Haufen gestapelt; dann kamen die Knechte mit den Leiterwagen und luden es auf, um es in die Scheune oder in den Schober zu fahren.

Nachher sah die Wiese ganz kahl und geschoren aus, aber es war auch das ein schöner Anblick, und wenn das Gras wieder ein wenig heranwuchs, dann

sah die Wiese wie ein ungeheueres Stück grünen Sammts aus. Am Ende des Sommers wurde noch einmal Heu gemacht; dann fing die Freude wieder von vorne an.

W. Herchenbach.

a. Wiese und Wald.

Das Bienlein flog im Wiesengrund
Auf alle Blümelein
Und tauchte seinen süßen Mund
In jeden Kelch hinein.

Die Blumen ließen's gern gescheh'n
Die Gräslein sahen zu,
Die Schnitter blieben lächelnd steh'n
Und sprachen: Trinke du!

Das Bächlein sang ein lispelnd Lied
Und eilte fort und fort,
Die Fischlein wurden gar nicht müd'
Und schwammen hier und dort.

Und drüben in dem Buchenwald
Da ging es munter her.
Bald rief der Fink, die Amsel bald,
Der Kukuk und der Häher.

Das Häslein lief den Berg hinauf,
Der Käfer summte sehr,
Die Mücken tanzten all zu Hauf,
Das Eichhorn sprang umher.

Da kam ein Jäger durch den Wald, —
Die Thierlein sahen's nicht.
Das Pulver blitzt, die Flinte knallt,
Das Häslein fällt! — der Wicht.

O böser, böser Jäger du,
Der Herr mög's dir verzeih'n!
Doch, laß die Thiere mir in Ruh,
Mag sonst dein Freund nicht sein.

W. Herchenbach.

b. Die dunkelblaue Wiese.

Vater. Ich kenne eine große dunkelblaue Wiese. — **Emil.** Vater, das ist ein Spaß; eine solche gibt's ja nicht. Die Wiesen sehen grün aus und nicht blau. — **Vater.** Meine Wiese sieht aber doch blau aus und ist größer, als alle Wiesen auf der Welt. — **Laura.** Habe ich sie gesehen, Vater? — **Vater.** Ihr Alle habt sie gesehen und bekommt sie alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese geht, Jahr aus, Jahr ein, einen Tag wie den andern, eine unzählige Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obwohl Nichts da wächst. — **Anton.** Aber, Vater, was machen sie denn dort, wenn sie nichts zu fressen finden? Die Schafe können doch nicht hungern? — **Vater.** Meine Schafe und Lämmer fressen nicht und hungern auch nicht. — **Emil.** Dahinter stecket was; das sind gewiß keine lebendigen Schafe; denn sie müssen doch fressen, sonst verhungern sie. — **Vater.** Lebendig sind meine Schafe; sie leben schon über tausend Jahre, und immer sind sie noch, wie ehemals, obgleich sie weder hungern noch dursten. — **Emil.** Ueber tausend Jahre werden deine Schafe alt? Das kommt mir wunderbar vor. Die Schafe, hat unser Lehrer gesagt, werden höchstens nur vierzehn Jahre alt. — **Vater.** Aber es ist doch so wie ich dir gesagt habe, liebes Kind. Und schön sind meine Schafe, so schön und glänzend und golden, daß die Schafe, in — in — wie heißt doch das Land, wo die besten Schafe sind? — **Emil.** In Spanien! In Spanien! Sieh', Vater, ich hab's gemerkt! — **Vater** — daß die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen können verglichen werden, denn die ganze Heerde hat goldene Pelze. — Die Kinder sahen einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus und riefen: Nein, solche Schafe giebt es nicht. Schafe mit goldenen Fellen! Wie können die schwachen Thiere eine solche Last tragen? Vater, du willst nur sehen, ob wir es glauben." — **Vater.** Es ist mein Ernst, Kinder. Die Felle schimmern wirklich wie Gold, so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon darüber gefreut. — **Emil.** Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide? Hört man sie nicht schreien? — **Vater.** Sie sind zwar

den ganzen Tag auf der Weide, aber man sieht sie nicht; auch hat sie Niemand schreien gehört. — Lida. Wenn aber der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon? — Vater. Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht. — Anton. Einen Hirten? Kann der denn auf so viele Schafe Acht geben? Wie sieht er denn aus? — Vater. Der trägt ein schönes, helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt und niemals schwarz wird. Denn ob er gleich mehr als tausend Jahre die Heerde bewacht hat, so ist er doch nie eingeschlafen und hat sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt stets hell und munter und sein Kleid ist immer rein. — Emil. Nein, daraus kann ich nicht klug werden; das muß ein närrischer Mann sein. — Lida. Der muß ja weder stehen, noch gehen können und blind sein, wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist. — Vater. Er steht nie still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher; auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell. — Laura. Vater, er schläft gewiß, und du sagst nur so, damit wir nicht lange schlafen sollen. Er kann auch schlafen; denn seine Hunde werden schon die Heerde bewachen. — Vater. Seine Hunde? Hunde hat er gar nicht und braucht auch keine. — Laura. Aber eine Schalmei hat er doch und bläs't darauf? — Vater. Eine Schalmei zwar nicht, aber ein schönes silbernes Horn; blasen kann er aber nicht, und das Horn gibt auch keinen Ton von sich. — Anton. Nun, das kommt immer wunderlicher. Ein Hirt mit seinen Schafen, der über tausend Jahre alt ist, der ein Horn hat und nicht blasen kann, der nie schläft und immer munter ist, das begreife ich nicht. — Emil. Vater, in welchem Lande liegt denn die Wiese, wo diese Wunderschafe gehen? — Vater. Sie liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg. — Lida. In der Luft also, Vater in der Luft? — Vater. Ja, da liegt sie. — Lida. Aber wie kommen denn die Schafe dahin? Sie können doch nicht fliegen? — Vater. O ja! Meine Schafe können in der Luft umherspazieren und fliegen und fallen nicht herunter. — Anton. Nun, die möchte ich fliegen sehen! — Vater. Du kannst sie alle Tage sehen. Wann es Abend

wird, kommen sie zum Vorschein und weiden die ganze Nacht. — Emil. Ach, nun weiß ich, wer die goldenen Schafe sind; aber der Hirt — Vater. Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so seht einmal zum Fenster hinaus; denn dort kommt er eben herauf. — Alle Kinder. Der Mond! Der Mond! O nun wissen wir's! Und die Sterne sind die Schafe; und die blaue Wiese ist der Himmel! Du hast es uns aber zu schwer gemacht, Vater. Aber noch eins! Es war so hübsch; noch eins! — Vater. Morgen Kinder.

Karl Besseldt.

c. Die Sterne und der Mond.

Auf einer grossen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiss;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du mir sie deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an

Fr. von Schiller.

d. Der Mond und die Sterne.

Wer hat die schönsten Schäfchen?
Die hat der goldne Mond,
Der hinter unsern Bäumen
Am Himmel drüben wohnt.

Er kommt am späten Abend,
Wenn Alles schlafen will,
Hervor aus seinem Hause
Zum Himmel leis' und still.

Dann weidet er die Schäfchen
Auf seiner blauen Flur;
Denn all' die weissen Sterne
Sind seine Schäfchen nur.

Sie thun sich nichts zu Leide,
Hat eins das andere gern,
Und Schwestern sind und Brüder
Da droben Stern an Stern.

Und soll ich dir eins bringen,
So darfst du niemals schrei'n,
Musst freundlich wie die Schäfchen
Und wie ihr Schäfer sein!

Hoffmann v. Fallersleben.

2. Das Gras.

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen schönen Rasen sehe. Es ist unbeschreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich so herzig, so mit wahrer Seelenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzusehen und mich daran zu ergötzen, und wenn ich es ansehe, dann freue ich mich recht, daß ich auf der Erde bin. Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel — das ist meine höchste Herrlichkeit.

Schon in der Kindheit that es mir wohl, in der Bibel das Gras zu finden. Mit welcher Wonne las ich: „Und der Herr sprach: Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut! und die Erde ließ aufgehen

Gras und Kraut.“ Wie ging mir die Stelle in's Herz: „So doch Gott das Gras auf dem Felde kleidet!“ Kaum vermochte ich mir Gott in einer rührenderen Beziehung zu denken, als wie er das Gras auf dem Felde kleidet.

Es ist nicht blos das frische, dem Auge so erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, die ich an dem Grase liebe. Es sprießt so üppig; der Segen des Himmels ist so reich an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden. Wo nichts Anderes mehr vorkommt, da gedeiht das Gras noch, ein Bild des wohlthätigen Ueberflusses und ein Pfand jener milden Gabe der Natur.

Das Gras erfrischt sich zuerst und am meisten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allem andern ergrünt im Frühling das Gras. Das erste grüne Gras an warmen quelligen Plätzen, wie erfreut es bis in's innerste Herz! Die Perlen des Thaues glänzen am zahlreichsten im grünen Grase.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde. Wo nur Gras wächst, fühle ich mich daheim, selbst geschieden von Allem, was mich sonst vertraulich umgiebt. Wo kein Gras wächst, o wie öde und traurig! Was auch immer die Kunst da gethan habe, der Fluch scheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras gedeihet. Das weiche Gras bettet sich dem Müden, der keine andere Ruhestätte hat, zum erquickenden Schlummer. Aus dem Grase blinken die lieblichen Quellen; durch blumenreiches Gras rieseln die fröhlichen Bäche und die holdesten Kinder der Natur blühen im Grase. In der Jugend

war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Grase pflückte ich die Blumen. Das Gras bedeckt auch die Gräber unserer Todten, und o wie werth ist es mir da! Unter den begrasten Hügeln muß es sanft sich ruhen. Einst auf mein Grab — keine Blume, nur grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung!

Fr. Ehrenberg.

a. Das grasende Schäfchen.

Auf dem grünen Rasen,
Wo die Veilchen blüh'n,
Geht mein Schäfchen grasen
In dem jungen Grün.

Auf der grünen Weide
Froh mein Schäfchen springt,
Fühlt wie ich die Freude,
Die der Frühling bringt.

Wo die Blümchen blinken,
An der Quelle Saum,
Geht mein Schäfchen trinken,
Schläft dann unter'm Baum.

Immer, Schäfchen, freue
Dich der Herrlichkeit,
Denn des Himmels Bläue
Währt oft kurze Zeit.

Anschütz.

b. Die Grasprinzessin.

Auf der Wiese, wo das grüne Gras steht und die bunten Blumen wachsen, lebt eine kleine Prinzessin in einem niedlichen Schlösschen, das so klein ist, dass selbst das Gras darüber herreicht. Wenn es Morgen ist und die Sonne aufgeht und die Vögelchen aufwachen, dann wacht auch die Prinzessin auf und springt munter aus ihrem kleinen Bettchen.

Darauf geht sie hin zum Thautröpfchen und sagt: „Ich will mich waschen," und sogleich sagt die Blume: „Ich will dein Waschnäpfchen sein." Und wenn sie sich gewaschen hat, geht sie zum Brünnchen, das sagt: „Ich will dein Spiegelchen sein." Und wenn sie sich frisirt und geputzt hat und so rein und so schön

ist, dann sagt das Blättchen: „Ich will dein Sonnenschirm sein.“ Die Prinzessin ist es zufrieden und geht auf der Wiese spazieren; — da kommt der Schmetterling und sagt: „Du sollst nicht gehen, ich will dein Pferdchen sein.“ Und der Schmetterling nimmt sie auf seinen Rücken und fliegt auf die Blumen und auf die Blätter und auf die Halme und schaukelt sie so lange umher, bis sie müde und hungrig ist, dann trägt er sie nach Hause. Nun bringt das Bienchen Honig auf ihren Tisch, und der Goldkäfer trägt ein goldenes Löffelchen herbei, womit sie isst. Dann macht ihr das Gras Schatten, und die Vögelein singen, dass sie schlafen kann, bis die Hitze vorüber ist. — So geht es des Vormittags in dem Schlösschen der Grasprinzessin, und des Nachmittags und des Abends geht es fast noch schöner zu.

Curtman.



c. Die Herbstzeitlose.

Wenn alle Blumen verwelkt sind, blüht auf den abgemähten Wiesen die blaßrothe Herbstzeitlose, die von diesem späten Blühen ihren Namen hat. Sie reift auch ihren Samen nicht wie die andern Blüthen nach ihrem Abwelken, sondern sie verbirgt die unreifen Körner in einer weißen, zarten Kapsel unter dem Boden, wo sie den ganzen Winter über ruhen. Im Frühjahre kommen ihre dunkelgrünen Blätter noch vor dem Grase aus dem Boden,

und wenn man sie stehen läßt, so entfalten sie sich, und die Samenkapsel wird ziemlich groß, enthält viele Körner, welche, wenn sie reif werden, braungelb aussehen. Diese Pflanze ist erstens ein Wiesenunkraut, denn sie versperrt dem Grase oder andern Futterpflanzen den Platz und nimmt ihnen die Nahrung weg. Sie ist ferner für das Vieh nicht gesund, und so lange sie grün ist, wird sie von dem Vieh nicht angerührt; mit dem Heu getrocknet, verliert sie ihre Schärfe und wird von dem Vieh, wiewohl nicht gerne, doch ohne Schaden gefressen. Die Herbstzeitlose ist aber zweitens eine Giftpflanze. Ich weiß ein Beispiel, daß zwei Kälber, welche sie grün im Frühjahre abweideten, daran zu Grunde gingen. Ja es ist schon mehrmals der Fall gewesen, daß Kinder zuerst mit der Samenkapsel spielten, dann die Körner verschluckten und daran sterben mußten. Dieses Kraut ist schwer zu vertilgen; denn es hat ziemlich tief im Boden seine Zwiebel, aus welcher die Blätter herauskommen, und diese Zwiebel ist schwer aus dem Boden zu bringen, wenn man nicht ein eigens dazu gerichtetes Stechwerkzeug hat. Wenn man aber die Blätter im Frühjahre, wenn sie schon ziemlich aus dem Boden sind, wegschneidet und zwar möglich weit unten, und dies im nächsten Frühjahre wiederholt, so bleibt die Pflanze aus, weil die Zwiebel im Boden verfault. Wäre dies nicht ein nützliches Geschäft für die Knaben? So viel Herbstzeitlosen blieben noch immer übrig, als der Apotheker zu der Bereitung einer Arznei gebraucht, welche besonders in Gichtanfällen angewandt wird.

d. Knabe und Schmetterling.

Kn. Schmetterling,
Kleines Ding,
Sage, wovon du lebst,
Daß du nur stets in Lüften schwebst?
Schm. Blumenduft, Sonnenschein,
Das ist die Nahrung mein.

Der Knabe, der wollt' ihn fangen,
Da bat er mit Zittern und Bangen:
Lieber Knabe, thu' es nicht,
Laß mich spielen im Sonnenlicht.
Eh' vergeht das Abendroth,
Lieg' ich doch schon kalt und todt.

Hey.

e. Das listige Grasmücklein.

Klaus ist in den Wald gegangen,
Weil er will die Vöglein fangen;
Auf den Busch ist er gestiegen,
Weil er will die Vöglein kriegen;
Aber 's Vögelein, das alte,
Schaut vom Nestlein durch die Spalte,
Schaut und zwitschert: „Ei, der Daus;
Kinderlein, es kommt der Klaus!
Hu, mit einem grossen Prügel,
Kinderlein, wohl auf die Flügel!"
Prr, da flattert's: husch, husch, husch!
Leer das Nest und leer der Busch,
Und die Vöglein lachen Klaus
Mit dem grossen Prügel aus,
Dass er wieder heimgegangen,
Zornig, weil er nichts gefangen;
Dass er wieder heimgestiegen,
Weil er konnt' kein Vöglein kriegen.

Güll.

VI. Der Wald.

1. Beschreibung des Waldes.

Der Wald ist ein Stück Land, das mit allerlei Bäumen und Sträuchern dicht bewachsen ist. Den Wald nennt man wohl auch Forst. Ein kleiner Wald heisst Gehölz oder Busch. Die Bäume, die in einem Walde

oder Gehölze wachsen, heissen Waldbäume. Diese sind entweder Laubhölzer oder Nadelhölzer. Die Laubhölzer verlieren im Herbste ihre Blätter und stehen im Winter dann kahl da. Die Nadelhölzer behalten aber ihre Nadeln und bleiben auch im Winter grün; nur die Lärchenbäume werfen im Herbste ihre Nadeln ab. Sträuche, Moose und Schwämme wachsen ebenfalls im Walde. Auch Hirsche, Rehe, Hasen und Füchse halten sich im Walde auf. Diese Thiere nennt man wilde Thiere oder kurzweg Wild. Vorzugsweise ist aber der Wald der Aufenthaltsort für eine grosse Menge Vögel. Diejenigen Vögel, welche sich am liebsten im Walde aufhalten, heissen Waldvögel. Der Specht, die Amsel, der Kuckuck, der Gimpel, der Kreuzschnabel sind Waldvögel. Zur Sommerzeit ist es im Walde sehr schön. Der Schatten der Bäume schützt uns gegen die brennende Sonnenhitze. Alles regt sich und bewegt sich. Kühle Lüftchen wehen, Bäume rauschen, Blätter säuseln, Vögel singen, Spechte hacken, Eichhörnchen springen, Frösche quacken, Bienen summen, Mücken tanzen, Käfer schwirren — unter, neben und über uns ist Alles voll Freude! *J. Schätz.*

a. Der Wald.

Ein sanfter Morgenwind durchzieht
Des Forstes grüne Hallen;
Hell wirbelt der Vögel munt'res Lied;
Die jungen Birken wallen.

Das Eichhorn schwingt sich von Baum zu Baum,
Das Reh schlüpft durch die Büsche;
Viel hundert Käfer im schattigen Raum
Erfreu'n sich der Morgenfrische.

Und wie ich so schreit' in dem luftigen Wald,
Und alle Bäume erklingen,

Und rings um mich Alles singt und schallt:
Wie sollt' ich allein nicht singen?

Ich singe mit starkem, freudigen Laut
Dir, der Du die Wälder säest,
Der Du dort oben den Himmel gebaut,
Hier unten mir Kühlung wehest.

b. Das Moos.

Es gibt mehrere Arten von Moos. Die Moose wachsen nicht nur auf der Erde, und da besonders häufig in den Wäldern, sondern auch auf Bäumen, Steinen, Felsen, Mauern, Dächern und auf dem Holze. Die Moose gehören zu den kleinsten Gewächsen, haben aber dennoch eine sehr dauerhafte Natur und sind das ganze Jahr hindurch grün. Im Herbste und zu Ende des Winters sind sie am kräftigsten; denn dann ist es recht feucht, und Feuchtigkeit will das Moos haben. Die Bäume in den Wäldern sind besonders unterhalb an dem Stamme mit Moos bewachsen, und ganz besonders an der nordwestlichen Seite, weil sie da schattig, kühl und feucht stehen. Wenn das Moos einen Baum zu stark überwächst, so verursacht es die Fäulniss der Baumrinde und bereitet so den Untergang des ganzen Baumes vor. Den Obstbäumen ist das Moos ebenfalls schädlich, denn es saugt ihnen die Säfte aus, und gibt schädlichen Käfern und Maden Schutz und Aufenthalt. Man reinigt desswegen die bemoosten Aeste und Stämme von dem Moose, indem man es abbürstet oder mit einem eigenen Eisen abscharrt. — Man kann das Moos statt des Strohs zum Ausstopfen der Säcke brauchen, auf denen man schläft. Auch dient es zur Streue für das Vieh. Es würde ein ganz gutes Düngmittel sein, wenn es nicht noch langsamer faulte als das Laub.

c. Das isländische Moos



ist unter allen Gewächsen auf der Welt eines der nützlichsten. Es wächst in den ärmsten nördlichen Ländern, in Island, Lappland u. s. w. sehr häufig, und auch hin und wieder in unsern deutschen Gebirgswaldungen und auf dürren Haideplätzen. Am bittern Geschmacke, der sehr stark ist, kennt man das isländische Moos am besten. In Auszehrungen und Brustkrankheiten ist es ein vortreffliches Mittel, welches oft noch Rettung verschafft; daher hat man es in allen Apotheken. In Krain mästet man Schweine damit; magere Pferde und Ochsen, sowie auch Schafe, werden, wenn man sie isländisches Moos fressen läßt, ganz feist davon. Die Isländer schätzen es fast so hoch als Mehl, indem sie Brod daraus backen oder es mit Milch gekocht genießen. Jenes Volk könnte in seinem armen Lande kaum leben ohne das isländische Moos, welches daselbst alle nackten Felsen überzieht, an denen sonst kein anderes Kraut wachsen könnte; es wird daher mit Recht von dem dortigen Landmanne höher geachtet als alle Kräuter und Bäume seines Landes. Wenn im Anfange, ehe auf Island Pflanzen waren, die Meereswellen aus einer fernen Küstengegend einen edlen Baum, z. B. einen Obstbaum, und auf seiner Rinde das arme, unscheinbare isländische Moos herangetrieben hätten, und beide hätten reden können, da würde wohl der

Baum großsprechend zum kleinen Moos gesagt haben: „Da komm' ich nun als ein tüchtiger Wohlthäter auf diese Insel, und bald werden meine schönen Blüten und herrlichen Früchte von allen, die da wohnen, das gebührende Lob empfangen. Aber was willst du, elendes, verächtliches Moos? Dich wird man wegwerfen und mit Füßen treten.“ Das arme kleine Moos hätte sich dann geschämt und geschwiegen. Aber nach einigen Jahren hätte die Sache schon ganz anders ausgesehen; denn der schöne Baum, den die Isländer vielleicht mit Jubel in die Erde gepflanzt hätten, kam dort nicht fort, während das von ihnen gar nicht geachtete Moos, das sich ungemein schnell vermehrt, über alle Felsen hinwuchs und den Tausenden, die dort wohnen, ihr tägliches Brod gab. Wenn die Isländer das isländische Moos als Speise benutzen oder in Mehl und Brod verwandeln wollen, so befreien sie das Moos zuerst von allen fremdartigen Dingen, schneiden es in Stücke, trocknen es dann an der Sonne oder in einem geheizten Ofen, und zermalmen es hierauf, indem sie derb auf dasselbe losschlagen, in eine mehl- und pulverartige Masse.

d. Der Staar und der Kuckuck.

Ein Staar war seinem Käfige entflohen. Er kam in den Wald und traf dort einen Kuckuck. Dieser fragte den Staaren: „Was sagen denn auch die Leute in der Stadt von unserm Gesange? was sagen sie von der Nachtigall?“ Der Staar sagte: „Alle loben ihren Schlag.“ „Und von der Lerche?“ „Auch sie wird gelobt.“ „Und was sagen sie von der Wachtel?“ „Auch diese wird von vielen gelobt.“ „Und was sprechen sie denn über mich?“ fragte



der Kuckuck weiter. „Das kann ich dir nicht sagen,“ antwortete der Staar, „denn ich habe gar nie von dir reden hören.“ Das erzürnte den Kuckuck und er sagte: „So will ich denn immer von mir selber sprechen.“

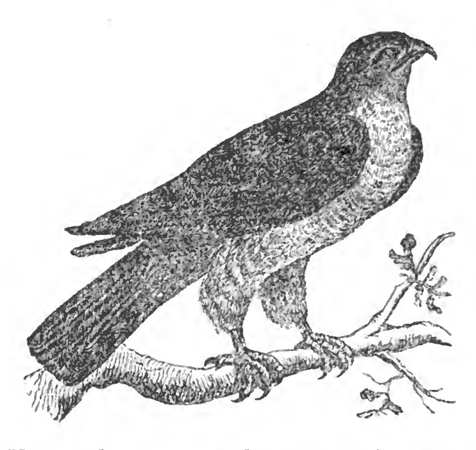
e. Der Mäusefalke (Mäuseaar, Busarde).

Dies ist bei uns ein sehr gewöhnlicher Raubvogel. Er hat einen starken, hakenförmig gebogenen Schnabel, starke Krallen und kräftige Flügel. Sein Gefieder ist oben dunkelbraun, unten gelblich weiß mit braunen Flecken. Unter allen Raubvögeln ist er wohl der einzige, der besser ist, als der Titel Raubvogel verspricht. Er raubt nämlich vorzüglich Mäuse, man kann wohl sagen unzählige, Nattern, Blindschleichen, Eidechsen; auch Frösche und Regenwürmer verschmäht er nicht. Junge Hasen sind freilich vor ihm nicht sicher, das verdrießt aber die Bauersleute nicht, und wenn er ein Rebhuhn findet, das der Jäger angeschossen, aber nicht bekommen hat, so kann man ihm das auch nicht so sehr



übel nehmen. Er ist ein träger Vogel und sitzt den größten Theil des Tages auf einem Baume im Felde oder an dem Rande des Waldes und schaut mit seinen scharfen Augen über Wiesen und Aecker hin; erblickt er dann eine Maus, eine Natter oder dergleichen, so fliegt er schnell und geräuschlos darauf hin, hascht das Thier mit seinen Krallen und verzehrt es augenblicklich, wenn er nicht Junge hat, denen er Futter zutragen muß. Sein Nest macht er auf die höchsten Waldbäume aus starkem Reisig; es ist so groß wie ein Storchennest und weder mit Wolle oder Federn, noch mit Moos ausgefüttert. Er legt zuweilen bis vier Eier, die etwas größer sind als Hühnereier; sie sind rundlich und braun gefleckt. Wenn er im Kreise herumfliegt, so läßt er, besonders im Frühjahre, oft seine klägliche Stimme hören, die ungefähr wie „giah“ klingt. Die Krähen verfolgen und necken ihn oft; er macht sich aber nichts daraus, und sie hüten sich wohl, ihm ganz nahe zu kommen, denn ein Hieb mit seinem Schnabel oder ein Griff mit seinen Krallen würde sie manche Feder kosten. Die Tauben, Lerchen, Staare und andere kleinen Vögel fürchten ihn nicht im mindesten und fliegen ungescheut an ihm vorbei oder unter ihm weg.

f. Der Habicht (Hühnerfalke)



ist ein Vetter des vorhergehenden und zwar ein sehr gefährlicher. Oberhalb ist er blaugrau bis schwarzgrau, der Bauch ist bläulichweiss mit braunen, wellenförmigen Strichen der Breite nach; auch der Schwanz hat einige solche Querstriche. Er ist nicht so gross als der Mäusefalke, kaum so gross als ein mittelmässiges Huhn, aber er ist ein Räuber und Mörder, der Seinesgleichen sucht. Er fliegt nicht gerne im Kreise, denn seine Flügel sind nicht sehr lang, wohl aber sehr stark, und wenn er sich sehen lässt, versteckt sich alles; dann machen die Krähen, Dohlen, Elstern u. s. w. einen gewaltigen Lärm. Die Krähen wagen es nicht leicht, ihn zu verfolgen; denn er macht gerne dem Spiel dadurch ein Ende, dass er plötzlich eine mit den Krallen packt und sie fortträgt, die andern mögen schreien, wie sie wollen. Er lauert gewöhnlich auf einem hohen Baum, und zwar so versteckt als möglich. Von da aus überschaut er sein Revier, und wehe der Taube, dem Rebhuhn, der Wachtel, dem jungen Hasen, der Wildente, dem

Eichhorn, das ihm vor Augen kommt; er stösst mit Blitzesschnelligkeit auf dasselbe, und selten bleibt einem Thiere Zeit, sich in das Gebüsch zu retten, wohin ihm der Räuber nicht nachfolgen kann, und selten entrinnt ihm eine Taube durch die Schnelligkeit ihres Fluges. Er beschränkt seine Jagd aber nicht auf Wald und Feld, er besucht auch Höfe, Dörfer und Städte, wenn er Junge hat, oder wenn ihn der Hunger sehr plagt. Weiss er einmal einen Taubenschlag, so holt er eine nach der andern, und der Eigenthümer muss entweder dem Habicht auflauern und ihn schiessen oder seinen Schlag so lange verschlossen halten, bis der Räuber den Platz vergessen und einen andern aufgesucht hat. Er ist so frech, dass er selbst in den Schlag eindringt und eine Taube herausholt, ja er stösst auf die Turteltaube durch das Fenster in die Stube, ohne dass ihn das Klirren der Scheiben ausser Fassung bringt. Kein Huhn ist vor ihm sicher, er packt es am Halse und erwürgt es augenblicklich, ebenso die zahme und wilde Ente; selbst die Schneegans greift er an und überwältigt sie, wenn ihr die andern nicht zu Hülfe kommen. Wegen seiner Raubsucht wird er von den Jägern und Taubenzüchtern eifrig verfolgt; der Tod droht ihm durch den Schützen, und noch häufiger wird er in einer Käfigfalle gefangen, in welche er durch eine weisse Taube gelockt wird.

g. Die Erdbeeren.

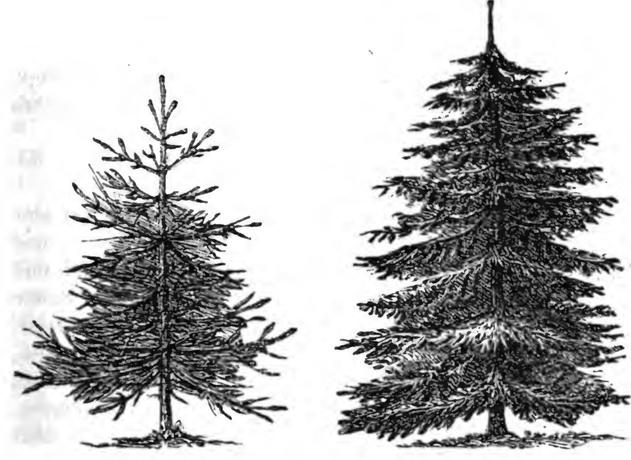


Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf, und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reisen, mußte in einer Scheune auf Stroh liegen, und es ging ihm sehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage und schenkte ihm

jedesmal einen Sechser. Eines Tages aber sprach der ehrliche Krieger sehr bekümmert: „Liebes Kind, wie ich heute vernahm, sind deine Eltern arm. Sag' mir doch redlich, woher nimmst du so viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den ich nicht mit gutem Gewissen haben könnte.“ „O,“ sagte Agathe, „seid außer Sorgen! Das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viel Erdbeeren gibt. Da pflücke ich nun jedesmal ein Körbchen voll, verkaufe sie in dem Flecken und bekomme allemal dafür sechs Kreuzer. Meine Aeltern wissen das wohl; sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfter, es gibt noch viel ärmere Leute, als wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als es unsere Umstände nur immer erlauben.“ Dem alten Krieger standen die hellen Thränen in den Augen, und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab. „Gutes Kind,“ sprach er, „Gott wolle dich und deine Aeltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen!“ — Nach einiger Zeit reiste ein vornehmer Offizier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit seinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshause an, um die Pferde füttern zu lassen, hörte von dem kranken Soldaten und besuchte ihn. Der alte Soldat erzählte ihm sogleich von seiner Wohlthäterin. „Was!“ rief der Offizier, „ein armes Kind hat so viel für dich gethan! Nun, da darf ich, dein alter General, unter dem du ehemals gedient hast, nicht weniger thun. Ich werde sogleich Anstalten machen, daß man dich im Wirthshause auf's Beste verpflege.“ Er that es und ging hierauf in die Hütte der kleinen Agathe. „Gutes Kind,“ sprach er gerührt, „deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du hast dem alten Kriegsmanne ein Dutzend Sechskreuzerstücke geschenkt; hier hast du dafür eben so viele Goldstücke.“ Die erstaunten Aeltern sagten: „Ach, das ist Alles zu viel!“ Allein der General sprach: „Nein, nein! es ist dieses nur ein armseliger Lohn; den bessern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten.“

Chr. Schmid.

2. Die Tanne und die Fichte.



Tanne. Fichte.

Tanne und Fichte sind Waldbäume, die eine bed eutend Höhe erreichen und sich durch einen geraden Wuchs auszeichnen. Sie gehören zu den Nadelhölzern, die sich von den übrigen Holzarten durch die langen, schmalen, spitzigen Blätter oder Nadeln unterscheiden. Die Nadeln beider Bäume sind von dunkelgrüner, im Winter fast schwärzlicher Farbe; die untersten veralteten Blätter fallen gegen den Winter ab, die jungen aber bleiben sitzen, so dass diese Bäume immer grün sind. Beide schwitzen ein Harz aus, welches sich nicht wie das Gummi der Pflaumen- und Kirschbäume etc. im Wasser, sondern nur im Weingeist und Oele auflöset und entzündbar ist. Werden sie abgehauen oder entlaubt, so schlagen sie nicht wieder aus, wie andere Bäume. Die Blumenkrone fehlt, und männliche wie weibliche sind, wie bei allen Nadelhölzern, auf einem Stamme. Die männlichen Blüthen sind rothe, kegelförmige Kätzchen, deren offenstehende Schuppen die Stelle des Kelches vertreten; die weiblichen Blüthen sind Zapfen, deren Schuppen geflügelte Samenkörner enthalten. Beide Bäume eignen sich zum Brennen; auch wird das Holz zum

Bauen, zu Mastbäumen, Balken, Brettern, Schindeln, Schachteln, sowie zu Violinen, Resonanzböden, zu verschiedenen Tischler-, Böttcher-, Drechslerarbeiten u. s. w. verwendet. Die Nadeln dienen als Streue und als Dünger. Aus dem Harze dieser Bäume gewinnt man Terpentin, Theer, Pech, Kienruss, Kienöl, Geigenharz (Colophonium). Beide Bäume erreichen ein hohes Alter (von 200—400 Jahren).

Die Tanne und die Fichte unterscheiden sich aber in folgendem:

Die Tanne, auch Weisstanne, Edeltanne genannt, hat eine aschfarbige oder weissgraue, glatte und brüchige Rinde, und flache, an der Spitze ausgerandete, oberhalb glänzend und dunkelgrüne, unten weissliche, kammartige, nach zwei Seiten gerichtete Nadeln. Die weiblichen Blüthen, welche als kleine, runde, braune Köpfe erscheinen, erwachsen zu braunrothen, länglichen, aufrechtstehenden Zapfen mit flachen, rundlichen, angedrückten und am Grunde lang zugespitzten Schuppen. Die breiten, rothen, glänzenden Samen reifen im September und Oktober. Das Holz ist weiss.

Die Fichte, auch Roth- oder Pechtanne genannt, hat einzelne, aber rund um die Zweige stehende, pyramidenförmige, fast vierseitige Nadeln, deren Grün heller ist als das der Tanne. Die Rinde ist rothbraun, schuppig aufgerissen und zähe. Die weiblichen Blüthen sind bräunliche Knospen, und die hellbraunen Samenzapfen haben eine walzenförmige Gestalt und hängen herab. Die kleinen eiförmigen, dunkelbraunen, im November reifen Samen haben breite gelbbraune Flügel. Das Holz hat eine weiss-röthliche Farbe, und obgleich es im Allgemeinen eben so benützt wird, wie das der Weisstanne, so ist es doch als Brennholz und zur Kohlenbereitung vorzüglicher als dieses. Die Rinde der Fichte dient den Gerbern zum Garmachen der Häute und der markige Splint wird von der ärmern Volksklasse in Norwegen und Schweden zur Nahrung benützt. Die jungen Zweige werden im Mai und Juni von den Bienen fleissig besucht. Die jungen Zweige haben einen balsamischen erquickenden Geruch. Das ausfliessende Harz gibt den Waldrauch oder wilden Weihrauch, ein angenehmes Räuchermittel. Dieses Harz wird insbesondere auch von den Ameisen gesammelt.

Ludw. Bitsert.

a. Der Tannenbaum.

Schlanke Tanne, trägst den Gipfel
Zu den Wolken hoch und hehr,
Und bewegest deine Wipfel
Stolz im Winde hin und her.

„Wohl darf ich das Haupt erheben
Ueber and're Bäume stolz;
Denn ich bin für's Menschenleben
Gar ein viel bedeutend Holz.

Denn mein Gipfel gibt die Wiege
Für ein neues Menschenkind,
Darum schaukl' und darum biege
Ich so lustig ihn im Wind.

So ein Holz, das Stürme schaukeln,
Taugt vor Allem gut dazu;
Träume werden es umgaukeln,
Wiegen ein in süße Ruh'.

Und mein Stamm, der fest und stille
In die Erde bohret sich,
Gibt die Bretter zu der Hülle
In dem kühlen Grab für dich.

D'rum im Herzen still bewähre,
Was du hast an mir geseh'n;
Denke, daß oft Wieg' und Bahre,
Nahe bei einander steh'n.“

A. Müller.

b. Der Wald.

Herrlich ist's im Grünen!
Mehr als Opernbühnen
Ist mir Abends unser Wald,
Wenn das Dorfgeläute
Dumpfig aus der Weite
Durch der Wipfel Dämm'rung hallt.

Hoch aus mildem Glanze
Streut im leichten Tanze
Mir das Eichhorn Laub und Moos;
Fink und Amsel rauschen
Durch die Zweig' und lauschen
Rings im jungen Maigespross'.

In der Abendhelle
Funkelt die Libelle,
Sanft am Farrenkraut gewiegt;
Mückenschwärm' erheben
Sich aus Binsengräben,
Und der braune Schröter fliegt.

Iris und Ranunkel
Blüh'n im Weidendunkel,
Wo durch Tuf die Quelle schäumt.
Die mit Spiegelglätte
Dort im Rasenbette
Wies' und Birkenthal umsäumt.

Ob dem Felsenpfade
Schimmert die Kaskade
Wie ein flatternd Silberband;
Hell durch Laubgewimmel
Blinkt der Frühlingshimmel
Und der Berge Schneegewand.

Zauberisch erneuen
Sich die Phantaseien
Meiner Kindheit hier so licht!
Rosenfarbig schweben
Duftgebild' und weben
Ein elysisch Traumgesicht.

Matthison.

c. *Der Seidelbast oder Kellerhals,*

ein niederes Sträuchlein, das im Walde wächst, unter allen Blumen zuerst blüht, schon im Februar, und längliche, blassgrüne Blätter hat. Es ist sehr schwer abzureissen. Die Rinde ist innerhalb gelb, beissend, bitter und zieht auf der Haut Blasen. Die blassröthliche Blüthe fault ab und hinterlässt schöne, scharlachrothe Beeren, die so gross wie Erbsen sind; sie gefallen desswegen den Kindern und werden von unverständigen abgebrochen und gegessen. So ging es den zwei Kindern einer armen Wittwe



in dem Spessart. Während ihre Mutter Futter für die Kuh holte, waren sie in den nahen Wald gelaufen und fanden dort den Seidelbaststrauch mit herrlichen, rothen Beeren. Lieschen, das älteste von ihnen, brach eine ganze Hand voll Beeren ab und theilte sie mit dem kleinen Hans, ihrem Brüderchen; dann setzten sie sich zusammen in das Gras und liessen sich die Beeren wohlschmecken. Allein schon während des Essens fing der Hals an ihnen wehe zu thun und Hänschen warf die übrigen Beeren weg; allein seine Schwester liess sich nicht irre machen und schluckte noch mehr Beeren hinunter. Bald fühlte aber auch sie heftigen Schmerz; darum nahm sie ihr Brüderchen bei der Hand und fing an nach Hause zu laufen. Je weiter sie kamen, um so ärger wurde das Brennen in dem Halse und in dem Leibe. Da fingen sie an zu weinen und sie schrieen, so laut sie konnten. Das hörte eine Nachbarsfrau, und sie ahnte, dass ein Unglück geschehen sei. Sie lief hinzu und fragte die Kinder, was ihnen sei. Diese schrieen aber immer ärger: „Mein Leib, mein Leib!“ aber was eigentlich geschehen sei, konnte man nicht

recht aus ihnen herausbringen. Die Frau führte die Kinder nach Hause und schickte nach ihrer Mutter. Bis diese aber kam, sah es schon recht schlimm mit den Kindern aus, und da auch kein Arzt in dem Dorfe war, so blieben die Giftbeeren in dem Magen der Kinder, und am andern Morgen war alle Hilfe zu spät. Als der Arzt endlich kam, fand er die Kinder bereits todt. Er öffnete den Leib der Kinder und fand, dass Hans 6, Liese aber 10 Beeren gegessen hatte. Hals und Magen der Kinder waren fürchterlich angeschwollen, und man kann wohl denken, welche Schmerzen die armen Kinder leiden mussten, bis der Tod sie erlöste.

d. Der Knabe im Walde.

Ein Knabe lief in den Wald. Da rief ihm der Eichbaum zu: „Komm', lege dich in meinen Schatten!“ Der Knabe antwortete freundlich: „Schönen Dank! wenn ich zurückkomme, will ich es thun; jetzt bin ich noch nicht müde!“ Darauf begegnete er der Maiblume, die sprach: „Komm', rieche meinen Duft!“ Der Knabe ging hin, und weil sie so lieblich roch, sprach er: „Maiblümchen, ich will dich mitnehmen zu meiner Mutter.“ Und die Blume war es zufrieden. Nun erblickte er die rothe Erdbeere, die rief ihm zu: „Komm', pflücke mich, ich bin reif.“ Da antwortete der Knabe: „Erdbeerchen, dich will ich meiner Schwester mitnehmen!“ Und sie ließ sich brechen. Zuletzt kam der Knabe zu der Tollkirsche, die rief ihm zu: „Komm', iß mich, ich bin reif.“ Der Knabe antwortete: „Ich will dich abbrechen und meinem Vater zeigen; der kennt dich besser als ich.“

e. Tanne und Birke.

Ein Häufchen Kinder redete einmal von den schönen Bäumen. Da sagte eines: „Wißt ihr auch, welches der schönste Baum auf der Welt ist?" Der kleine Karl klatschte in die Hände und rief: „O das ist der Christbaum, der so viele Lichter und so herrliche Sachen für die Kinder trägt." Und alle sagten: „Ja, ja, es ist der Christbaum." Das Kind fragte wieder: „Welches ist aber der garstigste Baum?" Und der schlimme Franz rief geschwind: „Das ist der Ruthenbaum! das ist die Birke! weil man aus ihren Zweigen Ruthen macht." Und die Kinder lachten; denn sie wußten wohl, daß Franzens Mutter eine Ruthe für den schlimmen Buben brauchte.

f. Die Erdschwämme.



Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu suchen, weil sie der Vater sehr gern ass. „Mutter," rief das Mädchen, als sie zurückkam, „diessmal habe ich recht schöne gefunden! Da sieh nur," sagte sie, und öffnete das Körbchen, „sie sind alle schön roth, wie Scharlach, und wie mit weissen Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen braunen unansehnlichen, von denen du neulich brachtest; sie waren mir aber zu schlecht und ich liess sie stehen." „O du einfältiges, thörichtes Kind," rief die erschrockene Mutter. „Diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon isst, muss sterben. Jene braunen aber, die man Brätlinge nennt, und

die du verschmähtest, gehören ungeachtet ihres schlechten Aussehens unter die besten.“

So, liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in der Welt. Es gibt Tugenden, die wenig Aufsehen machen; und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja der betrügerische Schein des Bösen kann uns leicht zur Sünde verführen.

Die Sünde, die uns Lust verspricht,
Ist süsses Gift — o trau' ihr nicht.

g. Das Moos.

Zu Füssen dir das nied're Moos,
Zufrieden ist's mit seinem Loos,
Und wünschet nicht: o wär' ich gross!
Vernehmlich ist mir, wie es spricht:
Und rag' ich auch gen Himmel nicht,
Mich findet doch das Sonnenlicht.

h. In den Wald!

Hinaus, hinaus zum grünen Wald, wo Alles singt und klingt, wo froh der Vögel Lied erschallt, daß es zum Himmel dringt!

Dort singet hell die Nachtigall, der Distelfink stimmt ein, die Drossel schlägt mit lautem Schlag, — das muß ein Jubel sein!

Und mit den Vög'lein singen wir in frischer Waldeslust, o, lieber Gott! zur Ehre dir ein Lied aus voller Brust.

1. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald, in gutem und schlechtem Wetter; das hat von unten bis oben nur Nadeln gehabt statt Blätter; die Nadeln, die haben gestochen, das Bäumlein, das hat gesprochen:

Alle meine Kameraden haben schöne Blätter an, und ich habe nur Nadeln, niemand rührt mich an; dürft' ich wünschen, wie ich wollt', wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold.

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein, und früh ist's wieder aufgewacht; da hatt' es goldene Blätter fein, das war eine Pracht! Das Bäumlein spricht: Nun bin ich stolz; goldene Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward, ging der Räuber durch den Wald, mit großem Sack und langem Bart, der sieht die gold'nen Blätter bald; er steckt sie ein, geht eilends fort und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen: Die gold'nen Blättlein dauern mich; ich muß mich vor den andern schämen, sie tragen so schönes Laub an sich; dürft' ich mir wünschen noch etwas, so wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas.

Da schlief das Bäumlein wieder ein, und früh ist's wieder aufgewacht; da hatt' es gläserne Blätter fein, das war eine Pracht! Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh; kein Baum im Walde glitzert so.

Da kam ein großer Wirbelwind mit einem argen Wetter, der fährt durch alle Bäume geschwind und kommt an die gläsernen Blätter, da lagen die Blätter von Glase zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern: Mein Glas liegt in dem Staub, die andern Bäume dauern mit ihrem grünen Laub; wenn ich mir noch was wünschen soll, wünsch' ich mir grüne Blätter wohl.

Da schlief das Bäumlein wieder ein, und wieder früh ist's aufgewacht; da hatt' es grüne Blätter fein. Das Bäumlein lacht und spricht: Nun hab' ich doch Blätter auch, daß ich mich nicht zu schämen brauch'.

Da kommt mit vollem Euter die alte Geiß gesprungen; sie sucht sich Gras und Kräuter für ihre Jungen; sie sieht das Laub und fragt nicht viel, sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer, es sprach nun zu sich selber: Ich begehre nun keine Blätter mehr, weder grüner, noch rother, noch gelber! Hätt' ich nur meine Nadeln, ich wollte sie nicht tadeln.

Und traurig schlief das Bäumlein ein, und traurig ist es aufgewacht; da besieht es sich im Sonnenschein und lacht und lacht! Alle Bäume lachen's aus; das Bäumlein macht sich aber nichts d'raus.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht, und warum denn seine Kameraden? Es hat bekommen in einer Nacht wieder alle seine Nadeln, daß Jedermann es sehen kann: geh 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an.

Warum denn nicht?
Weil's sticht.

k. Das Kind und die Tanne.

O Tannenbaum, o Tannenbaum, was bist du schlank und hoch! Man sieht den bunten Vogel kaum, der auf den Wipfel flog; vom Wipfel bis zur Wolke Saum scheint mir nur eine Spanne Raum.

O Tannenbaum, o Tannenbaum! wie grün ist dir das Haar! So grün ist Gras und Laubfrosch kaum; auch bleibt das ganze Jahr, wie arg es stürmt und friert und schneit, unwandelbar dein Schmuck und Kleid.

O Tanne mein, o Tanne mein, wie ist dein Kopf so kraus. Voll Locken hängt es hübsch und fein, bis ganz nach oben aus, und weht einmal der Wind hinein, was muss das für ein Rauschen sein!

O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie spitz ist dir das Blatt! Voll Nadeln hängt der weite Raum, geschliffen, scharf und glatt. Doch weiss ich schon, es hat nicht Noth, du stichst nicht kleine Kinder todt.

O Tanne mein, o Tanne mein, was hängt dir da so rund? Das muss ein hübsches Spielwerk sein, so glatt, so grün, so bunt! O lieber Baum, ich bitte sehr, wirf mir ein Dutzend Zapfen her!

O Tannenbaum, o Tannenbaum, du bist der Flügelmann! D'rum stehst du an des Waldes Saum gar stattlich oben an. Dem andern Pack sitzt schief der Rock, es steht wie Krück' und Ofenstock.

O Tanne schlank, o Tanne schön, komm mit, mein lieber Baum! Du sollst vor unsrer Thüre stehn, da ist ein freier Raum. Und wär' ein Schiff mit Segeln mein, so solltest du der Mastbaum sein!

l. Gefunden.

Ich ging im Walde so für mich hin, und Nichts zu suchen, das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich ein Blümlein steh'n, wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön.
Ich wollt' es brechen, da sagt' es fein: „Soll ich zum Welken gebrochen sein?"
Ich grub's mit allen den Würz'lein aus, zum Garten trug ich's, am hübschen Haus.
Und pflanzt' es wieder am stillen Ort. Nun zweigt es immer und blüht so fort. Goethe.

m. Der Fuchs und der Storch.

Der Fuchs ist ein gewaltiger Näscher und ein Dieb. Er stiehlt Tauben, Hühner und Enten. Aber er ist auch noch schadenfroh. Einmal schickte er seinen Bedienten zum Herrn Storch, und ließ ihn zum Mittagsessen einladen. Der Storch ließ eine Empfehlung sagen, und er werde sich mit Vergnügen einfinden. Weil nun der Storch dachte: „Der Fuchs ist ein reicher Herr, der wird gewiß etwas Gutes auftischen," so frühstückte er gar nicht, um desto besseren Appetit zum Mittagsessen mitzubringen. Aber was geschah? Als der Storch ankam, wurde er mit großer Höflichkeit und vielen Complimenten empfangen und an die schön gedeckte Tafel geführt. Auch stand auf derselben wirklich sehr kostbare Krebssuppe und vortreffliche Rahmsauce, nebst süßem und mit Zimmet bestreutem Brei, aber alles dies nicht in Schüsseln, sondern auf ganz flachen Tellern. Auch war weder Fleisch, noch Brod, noch Löffel zu sehen. Das kam dem Storch kurios vor; denn mit seinem langen Schnabel und seiner kurzen Zunge konnte er weder etwas schlürfen, noch lecken. Jetzt fing der Fuchs an einzuladen und zu nöthigen, und hatte seinen Spaß an der Verlegenheit des hungrigen Storches, und um ihn noch mehr zu ärgern, nahm er selbst einen Teller nach dem andern vor sich, und schlürfte und leckte alles rein auf. Und dazwischen sagte er zu seinem Gaste: „Ei, ei, Herr Vetter, ist Ihnen denn gar nichts gefällig? Sie sind doch nicht blöde? Oder haben Sie etwa zu Hause schon etwas Besseres gespeis't? Machen Sie

es doch wie ich, und greifen Sie zu.“ Der Storch, welcher wohl sah, daß er angeführt war, schwieg still, und ging nach Hause, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. —

Allein nach einigen Tagen schickte der Storch seinen Bedienten ebenfalls zu dem Herrn Fuchs und ließ diesen zum Abendessen bitten. Der Fuchs dachte: „Was für ein einfältiger Storch! der hat noch nicht einmal gemerkt, wie ich ihn zum Besten gehabt habe,“ und ließ eine Empfehlung sagen, und er wolle kommen. Als er nun in des Herrn Storchs Wohnung kam, fand er alles sehr schön eingerichtet. Der Tisch war zierlich gedeckt und aus der Küche roch es so gut, daß einem der Mund wässerte. „Gewiß,“ dachte er, „hat der Storch Froschschenkel braten und Goldfische backen lassen, weil er weiß, daß das mein Leibgericht ist.“ Und er konnte die Zeit gar nicht erwarten, bis die Gerichte alle kämen. Endlich wurde aufgetragen. Allein da war kein Teller und keine Schüssel zu sehen. Alles war in Flaschen und Krüge mit engem Halse gesteckt. Da wurde es dem Fuchs sehr bedenklich, denn er sah, daß er mit seinem Kopf in diese Flaschen und Krüge nicht hinein könne, und daß es für ihn kein Mittel gebe, die guten Speisen herauszukriegen. Der Storch aber sprach: „Nun, Herr Vetter, langen Sie gefälligst zu! ich gebe es Ihnen gerne;“ und zugleich steckte er seinen Schnabel in einen Krug, und holte sich ein Stück Gebratenes und Gebackenes nach dem andern heraus, und man sah es ihm an, wie trefflich es ihm schmeckte. Der Fuchs aber hatte das Zusehen, und mußte hungrig und beschämt nach Hause gehen. Alle Leute aber, die davon hörten, lachten ihn aus, und sagten: „Es ist ihm recht geschehen. Warum hat er den Storch zuerst geneckt!“

n. Trau, schau, wem?

Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der wäre angestellt mit allen Thieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündniß miteinander haben sollten. Damit hätte er gern die Henne vom Baume geschwatzt. Aber der Hahn sagte: „Das höre ich gern!“ und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs fragte: „Was siehst du?“ Der Hahn

antwortete: „Ich sehe einen Jäger mit Hunden von ferne." Der Fuchs sprach: „Da bleib ich nicht." Antwortet der Hahn: „Harre, so wollen wir auch mit dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Frieden haben." Der Fuchs sagte: „Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein; ich fahre dahin."

o. Häschen.

Unterm Tannenbaum im Gras gravitätisch sitzt der Has, wichst den Bart und spitzt das Ohr, duckt sich nieder, guckt hervor, zupft und leckt sich, rupft und reckt sich, endlich macht er einen Sprung; hei, was bin ich für ein Jung', schneller noch als Hirsch und Reh spring ich auf und ab die Höh', wer ist's, der mich fangen kann? Tausend Hund' und hundert Mann, gleich will ich's mit ihnen wagen, soll mich keiner doch erjagen. Und der Graf auf seinem Schloss hat im ganzen Stall kein Ross und auch keinen Reitersknecht, der mir nachgaloppen möcht'. „Häslein, nimm dich doch in Acht, Hund und Jäger schleichen sacht! Eh' du's denkst, da zuckt es roth, und die Kugel schiesst dich todt." Aber 's Häslein hat sich jetzt wie ein Männlein hingesetzt, schaut nicht auf und schaut nicht um. — „Bst, wer kommt so still und stumm dort durch Busch und Dorn und Korn mit dem Stutz' und Pulverhorn? Hu! der Jäger ist es schon! Häslein, Häslein, spring' davon! 's ist zu spät, es blitzt und pufft, und der Rauch steigt in die Luft, und das Häslein liegt, o weh! todtgeschossen in dem Klee."

p. Die Eiche.

Unter den deutschen Waldbäumen gebührt der Eiche die erste Stelle; denn sie vereinigt Schönheit mit grossem Nutzen und ausserordentlicher Dauer. Bei uns gibt es zwei Arten von Eichen, die beide im grössten Theile von Europa, vorzüglich aber in Deutschland wachsen. Die Winter- oder Steineiche hat langgestielte Blätter und schmückt sich zuletzt

unter unsern Waldbäumen im Frühling mit Laub. Sie blüht erst spät im Mai; ihre Früchte, die Eicheln, sind ungestielt, sitzen gehäuft um die Zweige beisammen, und werden gegen Ende des Monats October reif. Im Herbste welken ihre Blätter, bleiben aber während des Winters dürr an den Zweigen hangen, bis sie im Frühlinge durch die neu hervorbrechenden Knospen verdrängt werden. Sie wird 80—100 Fuss hoch. Die Sommer- oder Stieleiche hat kurzgestielte Blätter, aber langgestielte Früchte, die zu zweien oder mehreren beisammen sitzen und länger sind, als die der Wintereiche. Sie blüht etwas früher, und ihre Früchte werden schon im September reif. Nicht selten erreicht sie eine Höhe von mehr als 100 Fuss. — Will man die Wintereiche von der Sommereiche unterscheiden, so achte man im Frühling darauf, ob das verdorrte Laub noch am Baume sitzt; später auf die Stiele der Blätter; im Herbste endlich auf die Stiele und die Gestalt der Früchte. So wird man in jeder Jahreszeit leicht erkennen, ob man eine Winter- oder eine Sommereiche vor sich hat.

Die Wurzeln der Eiche sind sehr stark, breiten sich weit in der Erde aus und schlagen namentlich eine tiefe Pfahlwurzel, wodurch der Baum einen so festen Stand gewinnt, dass er allen Stürmen trotzen kann. Der astreiche Stamm ist mit einer dicken, aufgerissenen Rinde umgeben, die viel Auswüchse hat. Die dunkelgrüne Farbe des Laubes lässt uns den Eichenwald schon aus der Ferne erkennen.

Es dauert wohl 200—300 Jahre, ehe die Eichen ausgewachsen sind; manche erreichen eine Höhe von 130 Fuss, und der Stamm kann wohl 10—12 Fuss dick werden. Sie werden über 500 Jahre alt, ja man hat welche gefunden, die gewiss über 1000 Jahre alt waren. Eine grosse Eiche mit ihrer stattlichen Krone ist ein majestätischer Baum und ein schönes Sinnbild der Stärke.

Den wichtigsten Nutzen gewährt uns die Eiche durch ihr Holz, das uns nicht nur dauerhafte Pfosten

zu unsern Wohnungen liefert, sondern auch zu mancherlei Hausgeräthen verarbeitet wird; zum Brennen ist es jedoch nicht so gut, wie das der Rothbuche. Die Rinde gebraucht man zum Gerben, und die Eicheln dienen hauptsächlich zur Mästung der Schweine, geben aber auch geröstet den bekannten Eichelkaffee, der sehr nahrhaft und bei gewissen Krankheiten sehr heilsam ist. Durch den Stich eines Insektes, der Gallwespe, entstehen an den Zweigen und Blättern Auswüchse, welche man Galläpfel nennt; sie werden zum Färben und vorzüglich zur Bereitung der Dinte gebraucht. Die Galläpfel von unsern Eichen sind aber nicht viel werth; wir beziehen darum bessere aus Ungarn und dem Morgenlande.

Inhalt.

Seite

